

weiss, erste Schwinge länger als die Flügeldeckfedern, zweite in Länge zwischen der fünften und sechsten. — Kamerungebirge, Manns Quelle, 7500 Fuss.

Turdus saturatus Cab. — Dunkle Drossel. Bibundi-Farm.

Yaúnde.

Von G. Zenker.

Allgemeines.

Der zu den Fangvölkern zu zählende Stamm der Yaúnde zerfällt in einzelne kleinere Abtheilungen, die nur durch ihre Benennung sich unterscheiden, aber gleiche Sprache, Sitten und Gebräuche haben. Es sind dies folgende Stämme:

| | | | |
|---------|--------------------------|----------------|----------|
| Tshinga | } eigentliche Yaúnde, | Voghe Velinghe | } Bane, |
| Bava | | Voghe Banthe | |
| Yatinga | | Insele | } Uelle. |
| Imbombo | | Invong | |
| Yedute | | Intom | |
| Yande | | | |

Die letztgenannten drei, zum Theil unter den eigentlichen Yaúnde wohnend, gehören dem im Osten sitzenden grossen Volksstamm der Uelle oder Mvelle an; im Südosten sitzen die Banthe oder Bane, im Norden und Nordosten die Ntoni, im Westen die Bakokos oder Welle; ersterer Name ist eigentlich ein Schimpfname und bedeutet Buschmann. Im Südwesten wohnen die Ngumba und im Süden die Bulei. Ntoni, Banthe und Bulei sprechen eine nur dialektisch verschiedene Sprache, während die östlich und westlich wohnenden Uelle und Welle ganz abweichende Idiome sprechen.

Yaúnde, auch Yawounde, bedeutet „Erdnuss“, womit, wie es scheint, angedeutet sein soll, dass es der Stammesgenossen so viele giebt wie Erdnüsse.

Ueber die Geschichte des Volkes war nichts zu ermitteln. Die Familienhäupter kennen kaum die Namen ihrer direktsten Vorfahren. In der kurzlebigen Tradition erhalten sich nur für kurze Zeit Nachrichten über die unbedeutenden Stammesfehden oder wie viele Frauen und Sklaven bei dem Tode dieses oder jenes Häuptlings getödtet wurden.

Grenzen und Beschaffenheit des Landes.

Das von den Yaünde bewohnte Land ist ein gebirgiges Plateau von 800 bis 1000 m Seehöhe, durchzogen von einigen SW nach NO streichenden Gebirgsketten, deren höchste Spitzen eine relative Höhe von 600 bis 800 m haben; letztere sind zum Theil, besonders auf der West- und Nordseite, reich bewaldet. Ein ausgedehntes, reiches Netz von Wasseradern, die theils Nebenflüsse des Nyong, theils solche des Sannaga und Lokundje sind und zu jeder Zeit Wasser führen, ist die Ursache, dass eine üppige Vegetation vorherrscht; nur im Norden und Nordosten geht sie in Baumsavanne über, doch gleichen diese Gebiete mehr einem verwilderten Parke, denn die Erosionsrinnen und Bachränder sind dicht bewaldet. Verbreitern sich solche Rinnen zu Thälern, so versumpfen die Ränder der Bäche und geben zu Moorbildungen Anlass, in denen ausser Oel- und Weinpalmen besonders Aroideen, Maranten, Gramineen und Cyperaceen und Farne — letztere oft von 3 bis 5 m Stammhöhe — vorwalten. Solche Gebiete erinnern in Verbindung mit einem träge dahinfließenden Bach lebhaft an die Bilder der Steinkohlenperiode. Durch absterbende Wurzelstöcke, faulendes Laub und todte Hölzer bilden sich hier oft meterdicke Schichten schwarzer Moorerde, die in der Regenzeit fushoch unter Wasser stehen.

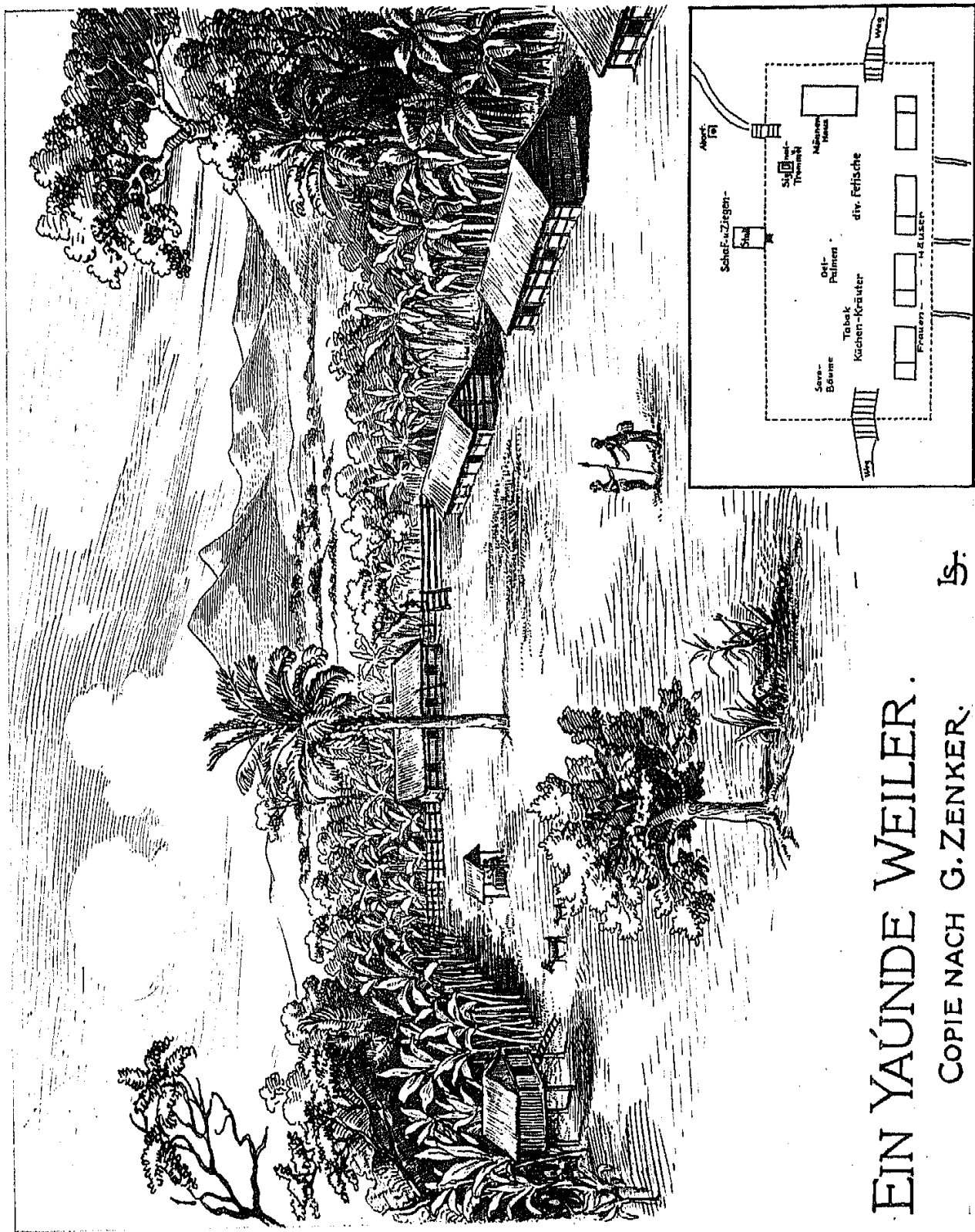
Die Gebirgszüge bestehen aus krystallinischen Gesteinen, an einzelnen Stellen tritt Raseneisenstein zu Tage oder er findet sich lose in Konglomeraten in dem vorherrschenden Lateritboden. Primärer Laterit findet sich überall, wo dichter Wald den Boden bedeckt. In der Parklandschaft ist er auf die Plateaus beschränkt. In den Senkungen findet sich sog. umgelagerter Laterit, der stufenweise eine hellere Färbung annimmt und nach den Thalsohlen zu auch mehr Quarzsand zeigt, um dann nach und nach in Thonablagerungen überzugehen. Letztere zergliedern sich wieder in stark quarzhaltige, eine rein gelbe und grünblaue Färbung zeigende Töpferthone und in blendend weisse Kaoline von oft festem trockenen Gefüge. Die häufige Moorbildung ist durch das Vorkommen solcher undurchlässigen Thonschichten bedingt. Die Humusschicht auf den Plateaus und in den Wäldern ist von geringer Mächtigkeit, doch ist der umgelagerte Laterit sehr fruchtbar. Primärer Laterit aus der Tiefe ist, wie speziell zu dem Zweck angestellte Versuche lehrten, dagegen sehr unfruchtbar.

Die Grenzen des Yaündegebietes bildet im Süden der Lokundje, im Norden der Mfamba bzw. der in denselben fließende Mfulu, im Osten eine in der Bavalandschaft sich hinziehende Gebirgskette, deren höchster Gipfel der Efu ist, im Westen die Gebirgskette des Elementen, Sokoye u. s. w.

Wege, Bauart der Dörfer und Hütten.

Zahlreiche, oft kaum erkennbare Pfade führen von Weiler zu Weiler, oder auch zu den recht versteckt mitten im Walde gelegenen Pisangplantagen. Die Pfade in der Savanne werden in jeder Trockenzeit durch Niederlegen und Verbrennen des Grases verbreitert, weil die Blätter und Halme einzelner Gräser messerscharf sind und viele Verletzungen erzeugen. Die Wege führen meist auf den Plateaus entlang, dann und wann eine Erosionsrinne durchschneidend, und dann, dem Flusslauf folgend und wieder aufsteigend, um ein anderes Plateau zu erklimmen. Brücken, namentlich kunstvolle Hängebrücken wie in einzelnen Küstengebieten Kameruns, giebt es nicht, höchstens bildet ein gefällter Baum eine nothdürftige Passage.

Zusammenhängende Dörfer giebt es im Yaündelände nicht, bloss Gehöfte oder besser Weiler. Wenn ein junger Mann sich zu dem Besitz einer Frau aufgeschwungen hat, so sucht er sich einen günstig scheinenden Platz auf einem Plateau, nie in den kleinen Thälern aus, holt denselben ab, errichtet sich sein grosses, 6 m breites, 8 bis 12 m langes Haus mit einer Firsthöhe von 3 m, möblirt dasselbe mit aus Bambus hergestellten Bettstellen und baut dann erst ein Frauenhaus von 8 m Länge, 4 m Breite und 2 m Firsthöhe. Kauft er noch eine Frau, so errichtet er ein zweites Haus und so fort. Am liebsten legt man die Weiler auf den Plateaus an, nie in den kleinen Thälern, und zwar auf einem länglich viereckigen Platze, an dessen Breitseiten je ein grosses Männerhaus errichtet wird, die zum Aufenthalt der Männer, Gäste und Durchreisenden dienen (Taf. 1). An der einen Längsseite sind die Frauenhäuser errichtet und zwar je nach dem Reichthum des Besitzers 1 bis 20 und mehr. In derselben Reihe befindet sich gewöhnlich auch ein Haus mit Holzthür und Vorlegeschloss, welches von früheren Reisenden als Fetschhaus hingestellt wurde, während es thatsächlich das Vorrathshaus ist, in welchem der Besitzer in Kisten seine Werthobjekte verwahrt. An der anderen Längsseite wird der höchst primitive Ziegen- und Schafstall errichtet. Die Häuser werden durch ein Gerüst von Pfählen gebildet, auf welchen das aus den Blattrippen der Bambuspalme gebildete Dachgerüst ruht, welches mit von derselben Palme stammenden Matten gedeckt wird. Die Seitenwände sind aus abgeschälter Baumrinde hergestellt. Im Ganzen genommen, werden die Hütten sehr sorgfältig ausgeführt und durch Anordnung von Bambusstäben sowie von kleinen, mit eingeschnitzten Figuren versehenen Holztäfelchen verziert. Diese stellen verschiedene Gestalten von Thieren, wie Eidechsen, Schlangen u. s. w., oder symmetrische Striche dar, die dann mittelst Kohle, Rothholzpulvers und weissen Thons gefärbt werden, so dass die Zeichnung entweder weiss und roth auf schwarzem



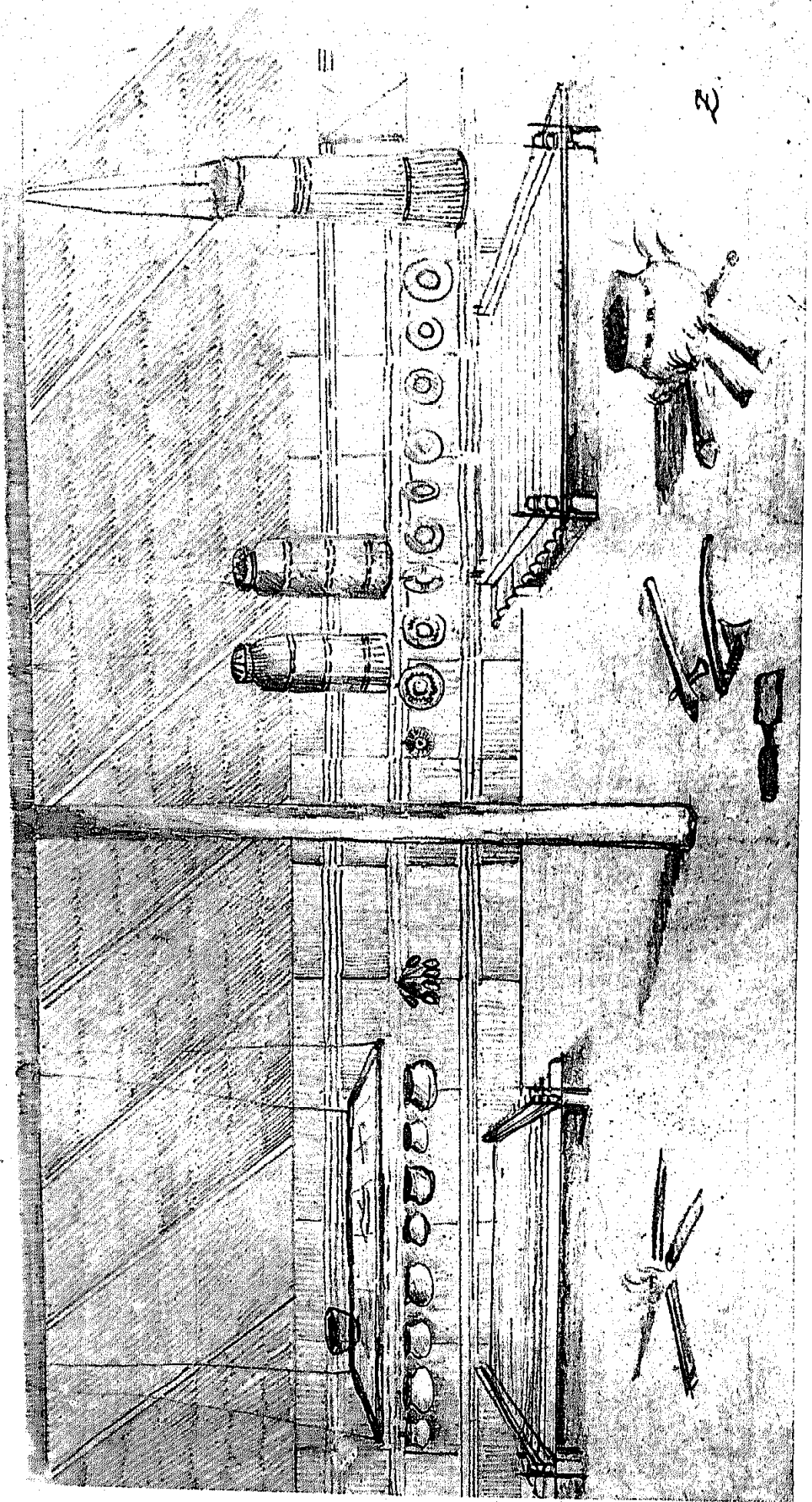
EIN YAÜNDE WEILER.

COPIE NACH G. ZENKER.

IS.

Yaünde-Weiler mit Grundriss eines solchen.
(S. 38)

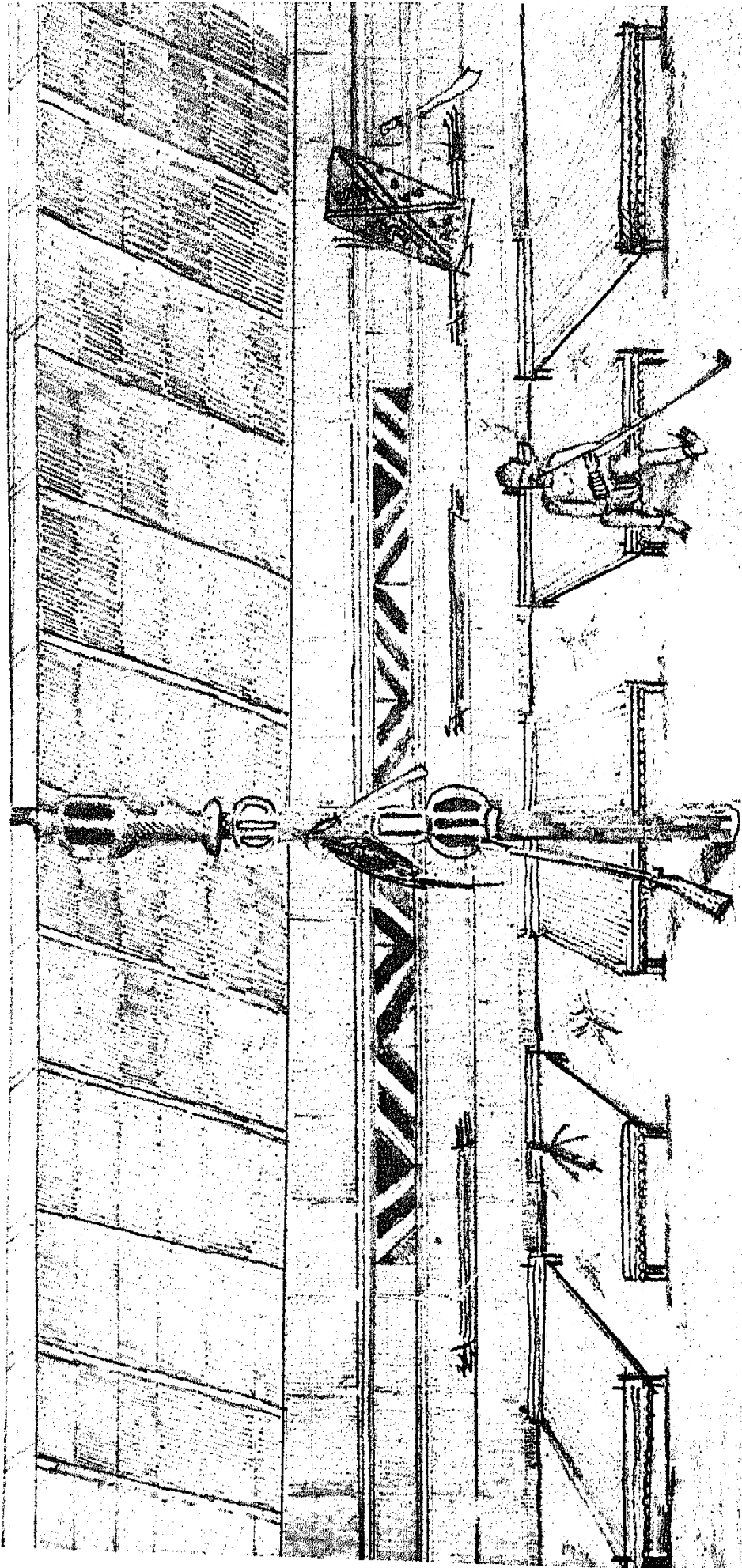
Tafel 2.



Inneres eines Frauenhauses.

(S. 39)

Tafel 8.



Inneres eines Männerhauses.

(S. 39)

Grunde oder umgekehrt, roth und schwarz auf weissem Grunde, erscheint. Die Herstellung anderer Farben kennt man nicht. Fenster sind nicht vorhanden, wohl aber eine kleine Thür und in der Wand ein kleines Loch zum Beobachten. Die bloss $\frac{3}{4}$ m im Geviert haltende Thür wird mit Baumrinde verschlossen. Die Frauenhäuser sind in der Regel in zwei Gelasse getheilt (Taf. 2). Der grössere Raum ist mit mehreren breiten Betten ausgestattet, über der Feuerstätte befindet sich eine Art Regal, theils zum Aufbewahren von Töpfen dienend, theils zum Räuchern von erlegtem Wild. An der hinteren Wand sind geschnitzte Schüsseln und kleine Töpfe in gerader Linie aufgehängt, desgleichen Bündel geschnittener Löffel. Diese sind ebenso wie die Schüsseln hübsch verziert, und erscheinen die Verzierungen roth auf schwarzem Grunde. In dem kleineren Gemach befindet sich bloss eine Bettstätte, welche diskretem Gebrauche dient. Beide Räume sind immer hübsch rein gehalten. Am Dachfirstbalken werden die mit geernteten Feldfrüchten gefüllten Körbe von länglich viereckiger Form, gefertigt aus dem Mark der Blattstiele der Weinpalm, angehängt, um sie vor Insekten und Rattenfrass zu sichern. Im grossen Männerhaus sind oft bis 30 Betten aufgestellt, zwischen welchen Tag und Nacht Feuer glimmt (Taf. 3). An den Wänden sind auf hölzernen Gabeln Bündel von Speeren niedergelegt; zwischen den Bambusstäben derselben werden die Haumesser gesteckt. An den recht hübsch geschnitzten Mittelpfeiler werden die Flinten angelegt, desgleichen die Munitionsbeutel, Pulverflaschen und die an ihnen befestigten Medizinhörner, welche zum Schutz gegen Regen mit einer Wildkatzenfelle bedeckt sind. Auch fehlen mehrere lange Pfeifen nicht, deren Rohr aus der Rippe eines Pisangblattes hergestellt ist. Als besonderer Schmuck des Innern sind oft an der Rückwand einige bunte geschnitzte Bretter angebracht, eine Mittellinie bildend; dieselben zeigen schwarz-weiss-rothe Muster von symmetrischen Figuren und Strichen. Sonst befindet sich keinerlei Schmuck im Hause. Unter dem Dache werden auch Schädel von Kleinwild und verzehrten Hunden, oft in grosser Zahl angebracht; grössere Schädel werden auf das Dach gelegt, wie die von Büffeln, Antilopen, Schweinen und Affen, um dadurch den durchreisenden Fremden zu zeigen, dass der Besitzer dieses Weilers ein glücklicher und grosser Jäger ist. Auf dem freien Platze stehen einige Oelpalmen, Savobäume und auch des öfteren eine Kigelia mit ponceaurothen Blüten und riesigen Früchten; auch werden mehrere Arten Suppenkräuter, um sie in der Nähe zu haben, dort kultivirt. Unter letzteren sei eine Grasart erwähnt von Weizenform mit monströsen Aehren, welche ein sehr feines Aroma beim Kochen entwickelt.

Hinter den Frauenhäusern liegen die Pisangplantagen, in denen

versteckt der Abort liegt. Grössere Pisangplantagen befinden sich in den Wäldern. Oft sind die Weiler mit einem leichten Zaun umgeben, und bildet dann den Ein- und Ausgang je eine halbsbrecherische Leiter. Diese Zäune dienen nicht als Schutz gegen Ueberfälle und wilde Thiere, sondern sollen lediglich die Hühner, Ziegen und Schafe verhindern, die Mais- und Erdnusspflanzungen abzufressen. Unter einem kleinen Schutzdach oder im Männerhause befindet sich die Signaltrommel (ngu), welche zum Telegraphiren dient. Mit Hülfe dieser Trommel theilt man sich von Weiler zu Weiler Neuigkeiten, den Ausbruch von Streitfällen u. s. w. mit, führt ganze Unterhaltungen oder besänftigt die Geister verstorbener Angehöriger der Familie, indem man sie mit ihrem Namen ruft. Jeder Eingeborene, Mann oder Weib, hat seinen Trommelnamen, ebenso hat die Trommel jedes Weilers einen Namen und die im Umkreise lebenden Eingeborenen kennen den Klang jeder Trommel. Die Trommelsignale, seien sie auch noch so leise aus weiter Ferne herübertönend, werden verstanden und je nach der Wichtigkeit der Sache sofort weiter befördert. Die Yaünde lieben es, besonders in den Früh- und Abendstunden, sich auf diese Weise Mittheilungen zu machen, z. B. was und ob man gegessen hat, ob man sich Tabak, Pulver u. s. w. holen kann u. s. w. Es ist äusserst schwer, hinter die Bedeutung der einzelnen Signale zu kommen, bei Nachfragen wird man stets belogen. Bei längerem Aufenthalte im Lande lernt man allmählich wenigstens die Hauptsachen verstehen, wie Mittheilungen über Krieg und Todesfälle.

Körperbeschaffenheit, Charakter, Kleidung und Schmuck.

Die Yaünde sind ein schönerer Menschenschlag als die Küstenbevölkerung. 1,70 bis 2 m hohe muskulöse Gestalten beim männlichen wie weiblichen Geschlecht sind vorherrschend. Gesichter mit hoher Stirn, Habichtsnasen, schmalen Lippen und wenig vorstehendem Kinn sind ziemlich häufig. Die Hautfarbe variirt vom dunklen Kaffeebraun bis zu sehr hellen Tönen, ganz schwarze ist sehr selten. Albinismus kommt vor, partiellen haben ich nicht bemerkt. Die Augen sind fast durchweg dunkel, doch kommen auch blaue und graue vor. Das Haar wird bei beiden Geschlechtern in kunstvolle Frisuren gebracht. Die Haare des Körpers werden mittelst eines schnellen Feuers abgesengt, die der Achselhöhlen und der Scham werden je nach Bedürfniss und Laune abrasirt, namentlich wenn sich Insassen vorfinden. Bärte werden wenig getragen und vorkommendenfalls nur als Kinnbart in kleine Zöpfe geflochten und zuweilen mit Perlen verziert. Die Augenwimperhaare werden herausgerissen.

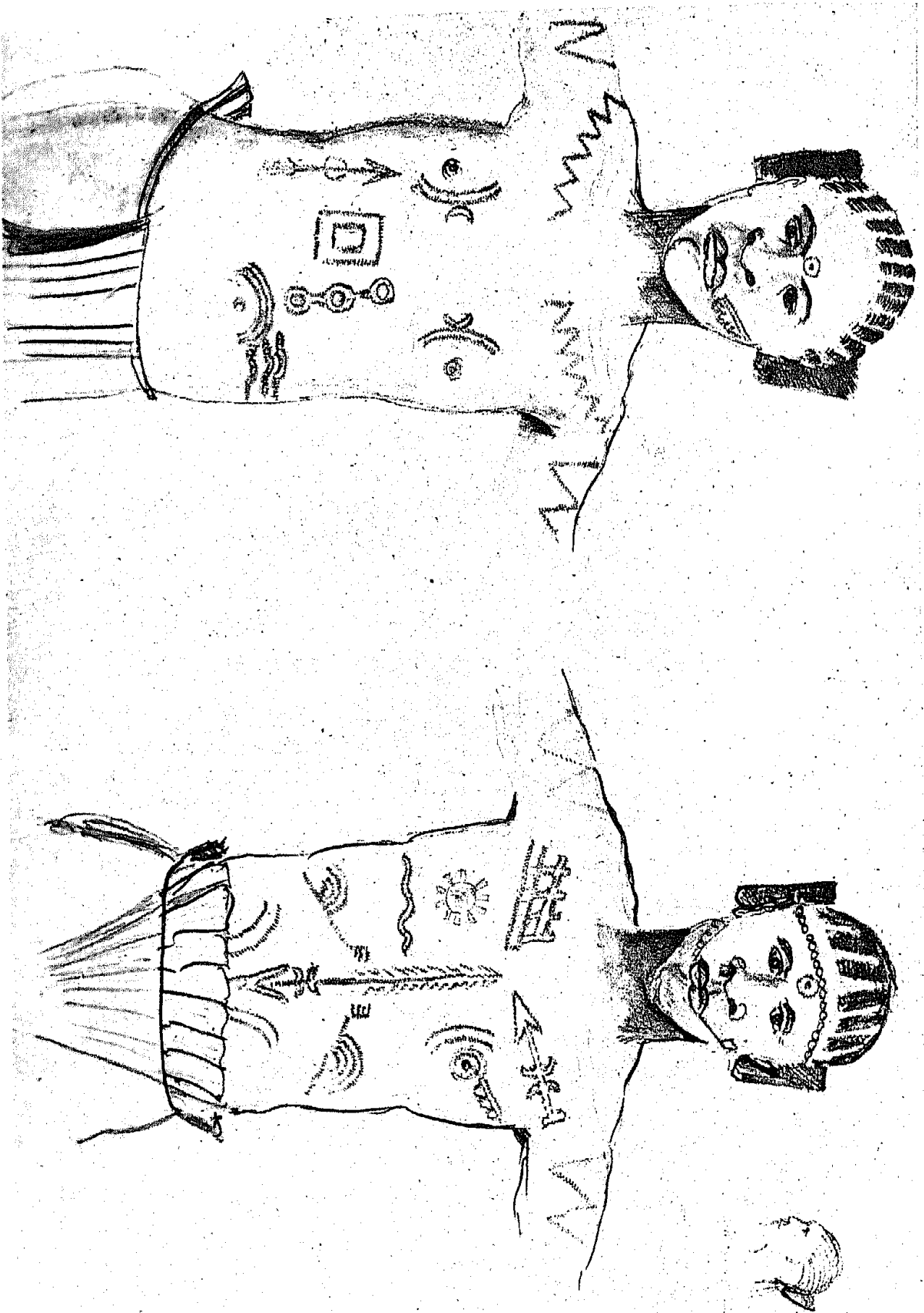
Die Marschfähigkeit der Yaünde ist eine bewunderungswürdige,

sie können, wenn wenig belastet, ohne sich Ruhe zu gönnen, vom Morgen bis zum Abend marschiren.

Der Charakter der Yaúnde weicht von dem durchschnittlichen Negercharakter wenig ab. Sie sind abergläubisch, hinterlistig, habgierig, bei Gelegenheit diebisch und lügnerisch. Ihr Aberglaube ist ungeheuer und kostet alljährlich Vielen das Leben, besonders den Frauen. Tod, Krankheit, Unglücksfälle aller Art führen sie auf Zauberei zurück. Die Schuldigen werden zum Ellongessen (einem aus der Rinde von *Erythrophlaeum guineense* hergestellten Brei) verurtheilt. Bei diesen Gelegenheiten können sie schaudererregend grausam sein, was sie von Natur sonst nicht sind. Habgierig nach Allem, was er sieht, liebt der Yaúnde daher sehr zu stehlen, doch gilt das Erwischtwerden als Schande. Das Lügen ist ihm zur zweiten Natur geworden; man wird auf eine Frage nie die Antwort hören, und bleibt es Einem überlassen, aus allen Aussagen das Körnchen Wahrheit, welches stets in ihnen liegt, herauszuschälen. Leidenschaftlich ist der Yaúnde dem Spiel ergeben, er verspielt oft sein ganzes Vermögen und seine eigene Freiheit. Zahlungsunfähige werden als Sklaven für 10 bis 15 Pfund Salz verkauft. Im Kriege zeichnen sie sich nicht durch Tapferkeit aus. Ausbrechende Palaver werden oft in grossen Redeschlachten ausgefochten, weil Kampf nicht Jedermanns Sache ist. Wie die meisten Neger, verspricht er viel und hält wenig. Doch gehen dem Yaúnde auch gute Eigenschaften nicht ab: er isst und trinkt wenig, liebt Musik und Tanz und ist friedliebend. Nur bei Abokfesten sind vom Palmwein Berauschte keine Seltenheit; jedoch ist dies auf den üblichen Zusatz einer Rinde zurückzuführen, welche berauschend wirkt. Ein bis zwei Glas dieses so zubereiteten Getränkes genügen, einen ganz respektablen Rausch zu erzeugen, welcher, obwohl von kurzer Dauer, einen fürchterlichen Katzenjammer verursacht. Diese Art der Zubereitung des Palmweines ist besonders bei den Welle (Bakokos) gebräuchlich, und haben die Yaúnde dieselbe von jenen gelernt.

Die Kleidung der Yaúnde ist die denkbar einfachste: ein Lendenschurz aus der Rinde eines Feigenbaumes (otombo). Es ist dies die innere Bastlage der Baumrinde. Sie wird zuerst für einige Zeit in das Wasser und dann in die Sonne zum Bleichen gelegt und erhält die nöthige Weichheit durch Klopfen mit einem Hammer aus Elfenbein oder Knochen auf einer hölzernen Unterlage. Die nur handbreiten Streifen werden hierauf mit Bambusnadeln (odondo) zusammengenäht. Diese Rindenstoffe werden zum Theil mit einfachen Mustern, Sternen u. s. w. versehen, die mittelst eines geschnitzten Stempels aufgedrückt werden. Das hierzu verwendete Färbemittel ist der Fruchtsaft eines häufig vorkommenden, buchenähnlichen

Baumes mit breiter Krone. Häufig werden diese Rindenstoffe auch mittelst Rothholzpulvers oder weissen Kaolinthons gefärbt und bilden so schwarz-weiss-roth gestreifte Tücher. Die Hüftschnur besteht aus Fellriemen, Affenschwänzen oder dünnen, selbstgefertigten Stricken. Schmiede tragen Katzen- oder Affenfelle als Lendenzeug. Freie Leute und Handeltreibende sind auch im Besitz von Zeugen europäischen Ursprunges, öfters auch von einem Hemde oder Hut. Da der Gebrauch von Seife unbekannt ist, so geht die ursprüngliche Farbe aller Stoffe in ein tiefes Ponceauroth über, das von dem Rothholzpulver (mba) herrührt, mit dem sich alle Welt den Körper bemalt. Dieser Gebrauch ist die Ursache der so häufigen Hautkrankheiten; schon Säuglinge werden bemalt. Das weibliche Geschlecht trägt überhaupt kein Zeug, sondern begnügt sich mit einem Lendengürtel, welcher der Träger eines starken Büschels von zerschlitzten Pisangblättern ist, der oft auch von jungen Blättern der Weinpalmeh hergestellt wird und der theils roth, theils schwarz gefärbt wird. Dieser Hinterschmuck (inwom) gleicht auffallend einem gestutzten Pferdeschweif. Die Scham wird mittels eines dreieckigen Stückes Pisangblatt züchtig verdeckt. Aeltere Frauen begnügen sich bloss mit einem fingerbreiten Streifen. Knaben und Mädchen sind stets völlig nackt bis zum 6. oder 8. Jahre. Die jungen Mädchen durchbohren ihre Nasenscheidewand und stecken als Schmuck ein kleines Stäbchen hindurch. Der Körper sowie Gegenstände des täglichen Gebrauches werden mit Messing und Kupfer geschmückt. An den Fingern, Zehen, Füßen und Armen werden diese Metalle in Gestalt dünner Spangen, oft auch in massiven, mehrere Pfund schweren Ringen getragen, besonders seitens der ersten Frauen. Junge Männer und Mädchen lieben es, sich die Arme vom Handgelenk bis zum Ellenbogen mit nicht abnehmbaren Armspangen von Messingstangen zu umgeben, ein unbequemer und gesundheitsschädlicher Schmuck, denn gar oft entstehen Beulen unter diesen Ringen, welche ihre Träger veranlassen, sich dieses Schmuckes unter grossen Schmerzen zu entledigen. Fuss- und Armringe, früher massiv, jetzt schon in Europa geformt, hohl und leicht, sind ungemein beliebt. Die Häuptlinge tragen am linken Arm ein festes Messingarmband, am rechten Elfenbeinringe. Gewehre, Tabakpfeifen, Pulverflaschen, Messergriffe, Stöcke, Alles erhält Verzierungen aus Messing oder Kupfer, und in Ermangelung dessen aus Weissblech. Schwarze und blaue Perlen, böhmischen und venetianischen Fabrikates, sogenannte Olivetten und runde, bernsteinartige Glasperlen pflegt man in dicken Schnüren um den Hals zu tragen, Männer sowohl als Frauen und Mädchen, je mehr desto besser und schöner. Perlen einheimischen Fabrikates sind durchlöchernte Pflanzensamen, welche zusammen mit



Tätowierungsmuster und Haartrachten.

den Eckzähnen der Hunde einen recht hübschen Halsschmuck abgeben; Eckzähne von Affen, Katzen u. s. w. sind ebenfalls recht gesucht. Auch der Kopfschmuck eines Mistkäfers, Vogelkrallen, Antilopenfüsse, messingene und kupferne Patronenhülsen, Schlüssel von Vorhängeschlössern dienen als Halsschmuck. Mein Schlüsselbund war stets ein Gegenstand heftiger Sehnsucht bei den Frauen und Mädchen. Aber ihr grösstes Verlangen geht nach Porzellanknöpfen (melogo sumesso, d. h. ganz kleine Knöpfe). Diese Hemdenknöpfe kleinster Nummer werden auf breite Lederriemen mehrreihig genäht und an der Stirn als Diadem getragen, auch werden sie auf dem Schamgürtel und dem Hinterschmuck befestigt. Begegnet man einem Mädchen auf der Strasse, so ist sicher ihr erstes Wort: „Ha ma melogo“, d. h. „Gieb mir Knöpfe“. Die oft sehr kunstvollen Frisuren werden ausser mit Perlen, Kauris auch noch mit Knöpfen verziert; zwischen den geflochtenen Haarreihen wird ausserdem dickes gelbes Palmöl aufgetragen, was zwar sehr malerisch, aber wenig reinlich ist. Diese Fettung des Kopfes und Halses ist sehr beliebt. Die Lendengürtel der Frauen sind etwas feiner als die der Männer, theils Fellstreifen, theils Affenschwänze mit und ohne Knöpfe oder Perlschnüre. Einige kleine Bambusstäbe, welche an dem Gürtel befestigt sind, zeigen, wie viel Freunde die Besitzerin hat. Bei festlichen Gelegenheiten, die hier ungemein häufig sind, oder bei Palavern und im Kriege tragen die Familienoberhäupter selbstgefertigte Kappen, verziert mit den Schwanzfedern des grauen Papageis. In Ermangelung einer solchen werden auch rothe Tuchkappen Apoldaer Fabrikates getragen, ein Leopardenfell dient als Mantel und eine Halskette aus den Eckzähnen des Leoparden als besondere Zier. Es giebt zweierlei Arten von Tätowirungen (Taf. 4). Die eine mit hervortretenden, oft schlecht verheilten Narben, bewirkt nicht selten ganz absonderliche Verunstaltungen der Haut. Die zweite Art besteht nur in einer Ritzung der Haut und Einreibung von Russ, der aus dem verbrannten Harz der *Boswellia fraxinifolia* hergestellt wird. Nach der Heilung erscheint die Zeichnung, welche Thiergestalten, Arabesken und symmetrische Figuren darstellt, blau. Kopf, Hals, Brust, Bauch, Rücken, Arm und Schenkel sind die bevorzugtesten Stellen; beim weiblichen Geschlecht findet man oft eine Tätowirung dicht über der Brust, die Spitzenmustern nicht unähnlich sieht. Im Gesicht werden, besonders auf den Wangen, der Stirn und der Schläfengegend, geritzte Tätowirungen angebracht, z. B. Tabakpfeifen von einem Mundwinkel bis zum Ohr. Auf der Stirn und an den Schläfen werden Kreise oder Quadrate angebracht.

Nur die Männer tragen die Stammesmarke, welche aus drei Reihen Querstrichen aus erhöhten Narben längs des Rückgrates

bestehen, die am Nacken am breitesten sind und nach dem Kreuz zu in eine Spitze auslaufen. Sie erhalten dieselbe im Alter von 12 bis 15 Jahren unter besonderen Festlichkeiten (infonu vergl. S. 52).

Kriegsschmuck und Waffen.

Ertönt Kriegsalarm, so entledigen sich die jungen Leute ihrer Lendentücher, versehen ihre Geschlechtstheile zum Schutz gegen Grashalme mit einer kleinen Kappe in Dütenform, beschmieren ihren Körper roth und weiss, oder merkwürdigerweise auch schwarz, besonders das Gesicht, bemalen die Augen mit weissem Thon, befestigen in ihren Haaren einen Federbusch oder eine Kappe aus den blauen Federn des Turako oder den rothen Schwanzfedern des grauen Papageis, ergreifen Schild und Speere oder Gewehr und Haumesser und fort geht's unter rhythmischem, laut tönendem Gesange.

Die Schilder werden aus der Haut der Kuhantilope oder aus Geflecht von Calamus hergestellt. Die leichten Wurfspere haben verschiedene Form und Grösse, mit oder ohne Widerhaken. Eine gefährliche Waffe ist die Esinga, ein kurzer Speer, der aus dem Gewehr geschossen wird. Von den Handelsgewehren entfernen sie als unnütz Korn und Visir, verkleinern den Kolben und oft auch den Lauf und zielen beim Schiessen fast gar nicht, indem sie mit der Rechten Gewehrlauf und Drücker halten, mit der Linken den Kolben. Die Geschosse, aus Raseneisenstein und gehacktem Eisen bestehend, gehen nicht sehr weit und richten selten grösseren Schaden an.

Streitigkeiten brechen zum grössten Theil der Weiber wegen aus, doch kann der Todesfall einer angesehenen Person, Medizin- oder Handelsgeschäfte ebenfalls die Ursache oft langwieriger Fehden werden. Ist ein Krieg in Sicht, so wird in den meisten Fällen eine friedliche Lösung versucht; oft kommt es aber durch kleine Streitigkeiten ganz plötzlich zu einem Scharmützel, wo es dann Verwundete und Todte giebt. Solche Vorkommnisse werden dann einige Tage später in grossen Versammlungen geschlichtet und die Gefallenen durch Zahlung von Entschädigungen gesühnt. Der Todesfall eines Chefs kann Raubzüge zur Folge haben, wenn man einen anderen Stamm im Verdacht hat, denselben durch Zauberei und Medizin verursacht zu haben. Kriege mit fortgesetzten Gefechten giebt es nicht; sie enden, wenn eine Partei ihrer Werthobjekte beraubt und ihre Dörfer und Plantagen zerstört sind. Ueberfälle der siegesgewissen Partei sind beliebt und kommt es dabei zuweilen zum Handgemenge, wobei das Haumesser eine Rolle spielt. Die Häuptlinge halten sich den Kämpfen fern, sie haben das Pulver, Feuersteine und Zündhütchen in Gewahrsam und theilen dieselben an die Kämpfenden aus.

Alle Weiber und Kinder verlassen bei Kriegsalarm sofort mit allen transportablen Werthsachen ihre Wohnsitze und bringen sich im Walde in Sicherheit. Ist der Strauss ausgefochten, so erscheint ein Unterhändler, dessen Person unverletzlich ist und der von Vater- oder Mutterseite mit dem betreffenden Stamme verwandt ist, und wird dann der Tag der Friedensunterhandlungen bestimmt. Ruft ein Häuptling einen anderen zu Hülfe, so hat er die geleisteten Dienste zu bezahlen.

Kriegsgefangene werden, wenn vom eigenen Stamme mehrere Mitglieder gefallen sind, oft grausam behandelt, im anderen Falle als Sklaven verkauft, wenn sie von ihren Angehörigen nicht losgekauft werden. Häuptlinge werden nicht getödtet, sondern nach Zahlung von so und so vielen Weibern freigegeben.

In Friedenszeiten ist das Leben der Familienoberhäupter ein sehr behagliches. Sie gehen ihren Handelsgeschäften nach, besonders dem Elfenbeinhandel, wobei sie bei dem betreffenden Verkäufer mit Weibern und sonstigem Gefolge für einige Zeit zu Gaste bleiben. Während die Weiber, Kinder und Sklaven und auch die alten Leute bis Mittag die Farmarbeiten besorgen, unterhalten sich die Männer mit Tanz oder Flötenspiel oder mit Reden in öffentlichen Versammlungen, in denen sie wahre Meister sind. Finden keine Versammlungen statt, so wird mit Leidenschaft gespielt, oft sechs bis acht Tage hintereinander, jedoch nur am Tage, bei anbrechender Dunkelheit hören sie auf. Oft auch sitzen oder liegen sie im grossen Männerhaus auf ihren Bettstätten, faulenzend und aus langen Pfeifen der Reihe nach einzelne Züge Tabak rauchend. Wenn in der Nacht Regen gefallen ist, so ertönt oft schon am frühen Morgen der Trommelruf zur Treibjagd.

Glaube und Aberglaube.

Die Yaünde haben die Vorstellung von einem unsichtbaren Gott oder Geist (Insambo), welcher Alles erschaffen haben soll. Ausser diesem giebt es Geister, welche in der Erde leben (bokwun), zu denen auch die Weissen gerechnet werden. Die Geister sind nur gute, können aber mittelst Bereitung einer Medizin in Zorn gebracht werden und verursachen dann allerlei Unglücksfälle, wie Tod und Missernte, deswegen sind gute und kräftige Medizinen und Zaubermittel dasjenige, woran ihr Glaube hängt. Eine Medizin hilft gegen Krankheit, bösen Blick, macht kugelfest, unsichtbar u. s. w., eine andere tödtet und schädigt die Feinde und führt allerlei Unglücksfälle herbei. Die erstgenannten Mittel müssen am Körper getragen werden, deswegen behängt der Yaünde Hals und Armgelenke mit kleinen Antilopenhörnern, welche die Medizinbehälter bilden.

Bei der Aufnahme in den Stamm erhält Jeder einen kleinen Elefantenzahn, in dessen hohlem Theile die Kriegsmedizin aufbewahrt wird. Diese wird stets am Munitionsbeutel getragen. Medicinen, welche eine Person schädigen sollen, müssen frisch bereitet werden, wobei eine Ziege oder ein Huhn geschlachtet wird.

Tritt ein unvorhergesehenes Unglück ein, so wird es stets auf Medizin zurückgeführt und der Schuldige wird eifrig gesucht, bezichtigt und verurtheilt. Nie wird man den Geistern den Unglücksfall direkt zuschreiben. Niemand kann ohne Ursache sterben, stets wird ein solcher Fall auf Gift oder Zauberei zurückgeführt. Stirbt eine angesehene Person, so sterben oft zwei bis sechs und mehr eines gewaltsamen Todes, welche in den Verdacht der Zauberei gerathen. Oft werden dieselben von Verstorbenen noch bei Lebzeiten bezichtigt. Dass natürlich unter denen, die bei solchen Gelegenheiten ihr Leben lassen müssen, die Frauen des Verstorbenen die Ersten sind, kann nicht Wunder nehmen, da sie ja das Essen bereiten, durch das in erster Linie das Gift zugeführt werden konnte.

Der einträgliche Geschäftszweig der Medizinbereitung liegt in der Hand einiger pffiger Leute (Imboballa, von maballa = Medizin). Die Imboballa bereiten aus Kräutern Medizin für gute Ernten, um beim Ringspiel stark zu machen, ferner Liebestränke u. s. w.; sie ertheilen gegen Bezahlung in Naturalien oder in der landesüblichen Münze der kleinen Eisenstäbchen Rath in allerhand Fällen, leiten die Giftprozesse, wahrsagen u. s. w. Besonders werden ihre Dienste in Anspruch genommen, wenn es gilt, den Regen zu vertreiben, welcher Festlichkeiten unterbrechen und stören könnte. Das Festpublikum ist vielleicht schon versammelt, die Tänze sollen beginnen, doch drohende Wolken thürmen sich im Osten auf. Dann errichtet der Imboballa eine Stange, an deren oberem Ende ein Töpfchen mit Medizin befestigt ist. Am Fusse der Stange ist ein Huhn angebunden, Messer und Speere dabeigesteckt und ringsum ein Kreis Asche gestreut. Der Zauberer verbrennt nun in der Nähe der Stange einen Haufen Kräuter und geht des öfteren mit einem Bündel bewaffnet im Weiler herum, den Wolken die Richtung anzeigend. War die Medizin gut, so zieht das drohende Gewitter vorüber; war ein Fehler begangen, so regnet es, was aber nicht Schuld des Medizinmannes ist; das Misslingen wird vielmehr anderen Leuten zugeschrieben, welche stärkere Medizin haben, und thut der Misserfolg dem Zauberer keinen Abbruch. Auch das Thierorakel ist sehr beliebt, so besonders das der grossen Erdspinne (ingam), daher ingam minambé genannt. In jedem Weiler oder auch an den Wegen findet man ein mit Pisangstämmen umlegtes Viereck, in dessen Mitte sich ein mit Bambusstäbchen umstecktes Loch befindet, in dem eine Erdspinne

haust. Will nun der Besitzer des Weilers oder einer seiner Angehörigen eine Reise unternehmen, so wird das Loch nachts mit Pisangblättern überdeckt. Bleiben die Stäbchen in Ordnung, so wird Alles gut gehen, ist jedoch ein Stäbchen aus der Lage gebracht, so droht ein Unglück und man bleibt zu Hause.

Regierung, Gericht, öffentliche Versammlungen.

Die Regierung ist eine patriarchalische. Der Aelteste in der Familie ist das Oberhaupt, doch kann in seinem Weiler ein Jeder thun und lassen, was er will. Bloss im Falle eines Streites, einer Fehde und anderer aussergewöhnlicher Vorfälle beruft er alle seine Familienangehörigen in seinen Weiler, um mit diesen zu berathen. Ist eine grosse Fehde mit einem anderen Volksstamme in Aussicht, so kommen alle unwohnenden Familienchefs zusammen, um zu berathschlagen. Im Falle eines Todesfalles, bei Mord, Weiberraub, Friedens- und Kriegsverhandlungen werden grosse Familienchefs, welche bei der Sache nicht betheilig sind, als Schiedsrichter berufen. Diese Art von Versammlungen werden nicht im Dorf abgehalten, sondern stets im Waldesschatten am murmelnden Bach unter hohen, mit Schlinggewächsen behangenen Bäumen. Die beiden Parteien befinden sich gegenüber, in der Mitte am Bache selbst die Richter und Unparteiischen, abseits steht das Publikum, d. h. Männer anderer Familien. Nachdem der älteste der Richter angefragt hat, ob alle diejenigen, welchen die Sache etwas angeht, erschienen sind, um das Palaver nach Recht und Gewissen zu sprechen, eröffnet er die Sitzung und giebt der klägerischen Partei das Wort. Der Sprecher erhebt sich, indem er mit seinem Speer rasselt, und trägt die Sache unter grosser Umständlichkeit vor. Keiner unterbricht den Redner und nur bei ganz besonders Beifall erregenden Stellen ertönt ein lautes zwei- oder dreimaliges „Ha“ der Anwesenden, während Missfallen durch „Oho“ ausgedrückt wird, unter einem langgezogenen „Ojé“ wird dem Sprecher das Wort entzogen und ein anderer, besser mit der Redekunst Bewandertes ergreift das Wort. Wird einmal der Lärm zu arg, so bittet der Vorsitzende mit dem Rufe „tobegasi“, „Setzt Euch“ um Ruhe. Die Erwiderung der Gegenpartei nimmt oft viele Stunden in Anspruch. Bei Meinungsverschiedenheiten wird die Verhandlung verschoben. Anderenfalls ziehen sich Parteien und Publikum ausser Hörweite von den Richtern zurück. Diese und die Unparteiischen besprechen nun die Sache nochmals, um dann das Urtheil zu fällen. Sind sie Alle einverstanden, so tritt der Sprecher mit dem Rufe „Ojé“ in den Bach; sämmtliche Betheiligten kehren darauf an ihre Plätze zurück. Unter einem nochmaligen langgezogenen „Ojé“ erfolgt dann mit klarer, weithin hörbarer Stimme die

Verkündigung des Urtheils, welches bei allen zu solchen Verhandlungen gelangenden Rechtsfällen, auch bei Mord, in Zahlung von Geldstrafen besteht. Die siegende Partei giebt ihre Freude durch Schiessen kund und von den nächsten Weilern erklingen die Signaltrommeln, um das Urtheil so schnell wie möglich bekannt zu geben. Anders verhält es sich bei Medizinpalavern, welche in den Weilern abgehalten werden. Zu ihnen gehören alle unerklärlichen Sachen, wie Tod, Unglück auf der Jagd, Verwundungen und Beschuldigungen, die nicht bewiesen werden können. Der Angeschuldigte wird gezwungen, einen aus der zerkleinerten Rinde von *Erythrophlaeum guineense* zubereiteten Brei zu essen. War das Gift (ellong) zu stark, so tritt der Tod ein, anderenfalls nur Erbrechen. In diesem Falle ist der Angeschuldigte jeder Schuld ledig, und der Kläger muss Strafe zahlen. Bei dem Tode eines Häuptlings aber werden die Weiber der Giftverabreichung und Zauberei bezichtigt, und dann ohne Gnade und Barmherzigkeit erst mit ellong gefüttert und dann aufgehängt. Ist der Tod eingetreten, so wird den Weibern vom Imboballa die Bauchdecke geöffnet, worauf derselbe an den heraustretenden Därmen die Schuld der Betreffenden herausliest. Da Frauen an solchen Verhandlungen theilnehmen, so sollen solche Prozesse wahrscheinlich darauf hinwirken, sie vor der Begehung von Giftmorden abzuhalten.

Diebstahl wird mit Sklaverei bestraft, oder der Dieb wird in den Block gelegt, bis seine Familie ihn freikauf.

Ehebruch wird mit Geldstrafen (Eisenstäben) belegt. Kann der beleidigte Ehegatte von dem Thäter keine Sühne erlangen, so geht er hin und schlägt einem Dritten Ziegen und Schafe todt, worauf dann das Palaver auf diesen übergeht. Der Geschädigte verlangt nun von dem Ehebrecher die doppelte Anzahl von Schafen und Ziegen und ausserdem noch Geld. Solche Palaver heissen nianga. Das Hineinziehen von dritten, ursprünglich gänzlich unbetheiligten Personen bei der Regelung von Schuldforderungen säumigen Zahlern gegenüber ist überhaupt sehr üblich. Ist ein Gläubiger zu schwach, um seinen Schuldner zur Zahlung zu zwingen, so wendet er sich nicht an einen einflussreichen Chef, um das Palaver zu sprechen, sondern entwendet diesem oder einem seiner Angehörigen einen Gegenstand, ein Gewehr u. s. w., wodurch der Chef Veranlassung erhält, sich in die Angelegenheit hineinzumischen und nun von dem säumigen Zahler viel mehr verlangt, als die ursprüngliche Schuld ausmachte. Erfolgt dann die Zahlung, so fliesst der grösste Theil des Betrages in die Tasche des Chefs. Im Unvermögensfalle wird der Schuldner, besonders bei Spielschulden, an die Bakokos gegen Salz verkauft.

F a m i l i e n l e b e n.

Je mehr Frauen ein Mann besitzt, desto angesehener ist er. Darum ist sein ganzes Streben darauf gerichtet, allmählich deren so viele als möglich zu kaufen; es kommt ihm nicht darauf an, ob sie schön oder hässlich sind, nur verkrüppelt dürfen sie nicht sein. Schon auf Kinder wird eine Anzahlung geleistet, und je nach den Umständen erfolgt dann schnell oder langsam die Auszahlung des vollen Preises. Ist der Mann angesehen, so wächst das Kind in seinem Dorfe auf, bleibt es aber im Heimathsdorfe, so geht es wohl z. B. als Pfand für Elfenbein erst für einige Zeit in andere Hände über. Dass solche oft verwickelten Verhältnisse zu Streit und Fehden vielfach Anlass geben, ist selbstredend. Hat ein Mann ein Weib endgültig erworben, so giebt er dies seinen Nachbarn durch Schiessen und Gesang kund, genau so, als wenn er ein gutes Handelsgeschäft abgeschlossen hat. Seine Freunde kommen dann herbei und feuern ihre Gewehre zu Ehren des neuen Weibes ab, eine Aufmerksamkeit, welche der Gatte durch Schlachten von Hühnern oder einer Ziege zum Festschmaus vergilt. Jede Frau erhält, um Streit zu verhüten, ihre Hütte für sich. Wird die Frau trotz wiederholter Mahnung nicht bezahlt, so versucht ein Angehöriger ihrer Familie sie zu stehlen, oder sie läuft selbst weg, um dadurch ihren Gatten zur Zahlung zu zwingen. Denn von letzterer hängt das Glück ihrer Brüder ab, denen der Vater für das so erworbene Geld ebenfalls eine Frau kauft.

Bis zum Eintritt in die Ehe steht den Mädchen frei, ihre Gunst nach Gefallen zu verschenken; sie besitzen daher unter Freien und Sklaven Freunde, je mehr, desto besser, desto angesehener ist sie bei ihrem zukünftigen Gatten. Um zu wissen, wie viel Freunde sie hat, zählt das Mädchen dieselben mittelst Bambusstäbchen, welche an dem Lendengürtel befestigt werden. Jeder Freund muss ihr bei seinem Besuche etwas mitbringen, seien es Esswaaren, wie Pisang, Yams oder Anderes. Oft genug kommt es vor, dass sich Liebhaber treffen, wobei dann nicht selten eine Schlägerei entsteht, die jedoch keine weiteren Folgen hat, als dass der eine warten muss, bis der andere geht. Ist jedoch das Mädchen an ihren Käufer, ihren Gatten, abgeliefert, so darf sie nur mit Zustimmung desselben oder auf seinen Befehl Jemand empfangen. Mit der Ehe verliert sie alle Freiheit, muss alle Arbeiten verrichten und geht oft als Pfand in andere Hände über. Nicht selten wird sie im Falle des Ablebens des Gatten von Anderen der Zauberei verdächtigt und getödtet.

Kommt ein Mädchen in andere Umstände, so gehört das Kind als Sklave der Familie, ist schon eine Anzahlung von dem zukünft-

tigen Gatten geleistet, so beeilt sich derselbe mit der Zahlung, um statt eines Wesens zwei seiner Familie anzugliedern.

Wenn Jemand ein Mädchen wirklich liebt und sie ihm kein Gehör schenkt oder von ihrem Vater schon für einen Anderen bestimmt ist, so versucht der Liebhaber es mit einem Liebestrank. Hat das Mädchen denselben genossen, so entflieht sie mit dem Anbeter. Ihre Familie erhebt darüber grossen Lärm, doch vergeblich. Der Vater begiebt sich in den Weiler der Familie des jungen Mannes. Dieselbe ist anscheinend ebenfalls aufgebracht, es wird viel hin und her gesprochen, schliesslich aber wird eine Ziege geschlachtet, der Preis bestimmt und der Kauf abgeschlossen. Derjenige, für den das Mädchen ursprünglich bestimmt war, erhält das angezahlte Geld zurück.

Die Frauen sind arme geplagte Geschöpfe, auf ihnen lastet alle Arbeit, während der Herr Gemahl faulenzend auf seinem Bette liegt, die lange Pfeife raucht oder seinen Nachbarn im Spiel das Geld abzunehmen sucht.

Wird das Weib schwanger, so tritt in ihrem Leben keine Veränderung ein, sehr oft kommen dadurch Fehlgeburten vor, was natürlich auf Medizin und Zauberei zurückgeführt wird. Geht jedoch die Geburt gut von statten, so werden ihr Erleichterungen gestattet. Liebt der Gatte sein Weib, so versucht er eine ältere Sklavin zu kaufen, welche dann für sie arbeitet.

Das Kind, obwohl schon vom ersten Tage mit Brei gefüttert, den die Mutter vorkaut, erhält nebenbei mehr als zwei Jahre die Brust. Es empfängt ausser seinem eigenen Namen noch den der Mutter. So heisst z. B. der Sohn Sonnos Amba, seine Mutter Ingamba noa, folglich ist sein Name im Stamme Amba Ingamba noa, nicht Amba Sonno. Das Kind lernt nach etwa einem Jahre von selbst laufen. Tritt dieser Zeitpunkt ein, so bekümmert sich die Mutter wenig mehr um dasselbe, höchstens wenn es tüchtig schreit, um getragen zu werden oder um Milch zu trinken. Getragen werden die Kinder in aus Ziegen- oder Antilopenfell hergestellten Sitzbändern an der Seite.

Wie alle Kinder, so lieben es auch die hiesigen, sich in Schmutz zu wälzen, wodurch ihre Hautfarbe stets ein unbestimmtes Grau bildet; höchst selten werden sie gewaschen. In den ersten Monaten werden sie jedoch täglich mehrere Male gebadet. Sind sie etwas grösser geworden, so bekümmern sich die Eltern wenig um sie. Sie treiben sich dann den ganzen Tag spielend auf dem Platze des Weilers umher oder ziehen, mit einer leichten Armbrust bewaffnet, jagend im Walde umher oder angeln am nahen Bach. Nur der Hunger treibt sie in die elterliche Behausung zurück. Ihre Spiele

sind mannigfaltig, Haschen und Ringeltanz u. s. w. sind die beliebtesten. Charakteristisch ist auch das folgende Spiel: Es bilden sich zwei Parteien, beide mit zugespitzten Holzstäbchen bewaffnet. Die eine Partei rollt der anderen eine faustgrosse runde Frucht zu, letztere versucht mit ihren Speeren die im vollen Lauf befindliche Kugel zu treffen. Gelingt ihr das, so hat sie das Recht, die Kugel zu rollen. So in früher Jugend geübt, werfen sie in späteren Jahren den Kriegsspeer mit grosser Sicherheit auf ziemliche Entfernungen. In den Mittagsstunden üben sie die Trommelsprache und es giebt Knaben von noch nicht acht Jahren, die schon Alles verstehen. Den kleinen Mädchen ist jedoch ein solch ungebundenes Leben nicht gestattet. Sobald sie die ersten Handreichungen zu machen verstehen, müssen sie ihren Müttern helfen, kochen, Thon kneten, Palmkerne aufschlagen; nebenbei lernen sie Flöte spielen, tanzen und beaufsichtigen die kleineren Geschwister.

Haben die Knaben das 4. bis 6. Jahr erreicht, so werden sie beschnitten (inkalan). Die Wunde heilt meist recht schwer, da dieselbe mit Rothholzpulver bestreut wird. Nach der Operation wird das Glied mit einem grünen Blatt bedeckt. Während bei den Knaben der Eintritt der Mannbarkeit durch grosse Festlichkeiten begangen wird, ist dies bei den Mädchen nicht der Fall.

Das tägliche Leben ist ein ziemlich eintöniges. Der Yaünde schläft auf blossen Bambusbetten ohne Matten, ohne jede Bedeckung am glimmenden Feuer, welches dann und wann angeschürt wird. Beim ersten Hahnenschrei erhebt er sich, hockt fröstelnd an dem Feuer, putzt sich die Zähne und bereitet sich das Frühstück (Manjana), einen aus reifem Pisang gekochten Brei, der ähnlich wie Apfelmus schmeckt. Geht die Sonne auf, so kriecht Alles aus den Hütten und begrüsst sich mit „Avama“, die Gegenantwort lautet „Aha“. Der Familienvater begiebt sich in das grosse Männerhaus, um die dort schlafenden Gäste zu begrüssen und sein Vorfrühstück, bestehend aus einer Kolanuss mit Malgettapfeffer, zu verzehren, geht darauf zur Trommel, um irgend eine Anfrage zu stellen, sieht nach seiner Herde und nimmt gegen 7 Uhr das eigentliche Frühstück mit seinen Gästen ein. Die Weiber machen sich nun auf den Weg zur Farm, holen Wasser oder Thon. Sind die Farmen in Ordnung, so gehen sie wohl auch fischen. Gegen Mittag findet sich Alles wieder im Dorfe ein. Die Männer spielen und rauchen, die Weiber kochen das Essen, andere formen Töpfe, kochen Oel, flechten Körbe oder Stricke, zanken sich auch zum Gaudium der Männer, um sich zuletzt in den Haaren zu liegen. Andere bemalen ihren Körper mit Rothholz und schmücken sich, um dann beim Flötenspiel zu tanzen. Um 5 Uhr abends nehmen sie die Hauptmahlzeit. Die Speisekarte

ist sehr abwechslungsreich. Ausser gekochtem oder geröstetem Pisang, ferner Yams, Spinaten, Kürbis giebt es mancherlei Suppen aus Palmöl mit Kürbiskernen, Pilzen, Eierfrucht u. s. w. Auch verschiedene Fleischspeisen sind vorhanden, theils solche, von denen die Männer essen, theils auch solche für die Frauen. Für letztere ist besonders Schaf- und Ziegenfleisch verpönt sowie verschiedene Wildpretarten. Gleichgültig ist der Zustand und der Frischegrad des Fleisches. Kleinwild, wie Vögel, Ratten, Mäuse, Schlangen, Eidechsen, Schildkröten und Schnecken, werden ebenfalls verzehrt; ganz besondere Delikatessen bilden Raupen, Puppen und Engerlinge, Heuschrecken, Termiten und Ameisen. Diese alle werden mit Palmöl, Pfeffer u. s. w. lecker zubereitet und mit grossem Appetit verzehrt. Beim Essen bedient man sich des Löffels und der Finger.

Nach Sonnenuntergang werden Töpfe gebrannt, Oel gekocht. Gegen 7 Uhr ziehen sich die meisten in ihre Hütten zurück. Hat jedoch der Hausherr eine Reise gethan und seine Geschäfte günstig abgeschlossen, so wird geschossen, getanzt, gespielt und getrommelt bis zum frühen Morgen.

Feste.

Feste beim Eintritt der Mannbarkeit bzw. bei der Aufnahme in den Stamm. Diese zerfallen in mehrere Theile und zwar:

1. Majen infoun: Vorstellung vor dem Volk,
2. Laa so: Medizin für den Ingium,
3. Bitá abok: Krieg dem Festgeber,
4. Ingium eso: Aufrichtung des Bildes,
5. So und Infoun minsam: Medizin und Infoun ins Haus,
6. Mba: Eintritt in den Stamm.

1. Majen infoun.

Schon lange vor dem Festtag ertönen um die Mittagszeit die Trommeln, um auf diese wichtige Feier aufmerksam zu machen, und wird auch der Tag verkündet, an dem die zu markenden Knaben dem Volke in grosser Versammlung vorgestellt werden sollen. An dem so bekannt gegebenen Tage versammeln sich Verwandte, Freunde und Fremde im Festort, um die jungen Leute zu sehen, an welchen die Stammesmarkung vollzogen werden soll. Nach einem Reihentanz, den die Familienchefs, Weiber und Kinder aufführen, wird getanzt, gesungen und geschossen, worauf die Knaben vorgestellt werden. Dieses Vorfest dauert nur bis Mittag. Die Familienchefs berathschlagen im grossen Männerhaus und bestimmen und verkünden den Tag für den Laa so (eigentlich Maballa so).

2. Laa so.

Diese Festlichkeit ist schon grossartiger und dauert zwei Tage. Der Zweck derselben ist die Weihe des Platzes, auf dem das Haus des Infoun errichtet wird. Die Medizin besteht in einer Antilope von Rehgrösse, welche „So“ heisst. Die Hörner dieser Antilope dienen als Medizinbehälter, welche gegen Krankheit und Unglück verschiedener Art schützen sollen. Diese erhält jeder zu markende Knabe. Das Infounhaus wird stets in der Nähe des Dorfes, jedoch im Walde errichtet. Die Zwischenzeit zwischen dem ersten und zweiten Festabschnitt wird dazu benutzt, eine Anzahl der so geschätzten Antilopen zu erlegen, was nicht immer gelingt, in welchem Falle dann Ziegenhörner benutzt werden müssen. Am ersten Festtag kommt wiederum Alles zusammen. Diesmal jedoch bringt Jeder seine Reichthümer mit, um damit zu prunken. Die Familienoberhäupter haben einige Elfenbeinzähne, schöne Zeuge, viel Messing und Gewehre, andere haben Regenschirme, europäische Hemden, Ziehharmonikas, während die Weiber alle möglichen Kleinigkeiten, Spiegel, Porzellan- und Steingutsachen, in den Händen tragen. Viele dieser Gegenstände wissen sie überhaupt nicht zu gebrauchen; weil sie aber von Weissen kommen, ist nach ihrer Ansicht sicher irgend eine geheimnissvolle Kraft darin verborgen. Es folgt nun wieder ein Reihentanz; von Zeit zu Zeit wird mit möglichst starker Pulverladung geschossen, damit es recht knallt. Ein schwacher Schuss erregt Hohngelächter. Die vollführte Musik spottet jeder Beschreibung, mit Trommeln, Mingams (Marimba), alten Blechdosen u. s. w. wird ein möglichst lauter Lärm gemacht; die muskulösen Gestalten, die merkwürdigen Frisuren, die verschiedenartigen Trachten, Zeuge, Felle von Leoparden, Katzen u. s. w., dazu der blaue Himmel und das Grün des Waldes, Alles vereinigt sich zu einem farbenprächtigen Bilde. Am ersten Tage ist das weibliche Geschlecht voll vertreten. An einer Stelle des Dorfes, die mit Jagdnetzen abgesteckt ist, hat der Imboballa seine Stange aufgerichtet, um den Regen, den grossen Feststörer, abzuhalten (Abi invong). Ist der Reihenmarsch vollendet, so giebt sich Alles einer ungebundenen Fröhlichkeit hin. Tanz, Gesang und Spiel vertreiben bis zum Einbruch der Dunkelheit dem Festpublikum die Zeit, worauf sich Alle nach ihren Dörfern begeben. Am folgenden Tag kommen nur die Männer zusammen, um die Medizin zu bereiten, mit welcher der abgesteckte Festplatz besprengt wird. Ist diese Zeremonie beendet, so werden Gewehrschüsse abgegeben, die Weiber und Kinder dürfen wieder in das Dorf, doch müssen sie den umfriedigten Platz meiden.

Es tritt nun eine längere Pause bis zum grossen Fest, dem Ingium eso und dem ihm vorhergehenden Scheinkrieg, dem Bitá abok, ein.

Einige Tage nach dem Laa so ziehen alle Männer aus den um den Festort herumliegenden Weilern mit Trommelklang in den Wald, um die zur Umzäunung des Infounhauses nothwendigen Wedel der Weinpalme zu holen; dieselben werden geflochten und dann auf die Hütten des Festortes zum Trocknen gelegt. Am Anfang und Ende des Ortes wird je ein Palmwedel aufgesteckt, um jeden den Ort Passirenden daran zu erinnern, dass hier die grossen Festtage begonnen haben. In den folgenden Tagen ertönen nun die Trommeln zur Mittagszeit im Festort und es herrscht eine fieberhafte Thätigkeit in allen in der Nähe befindlichen Weilern, welche bis kurz vor dem Fest andauert.

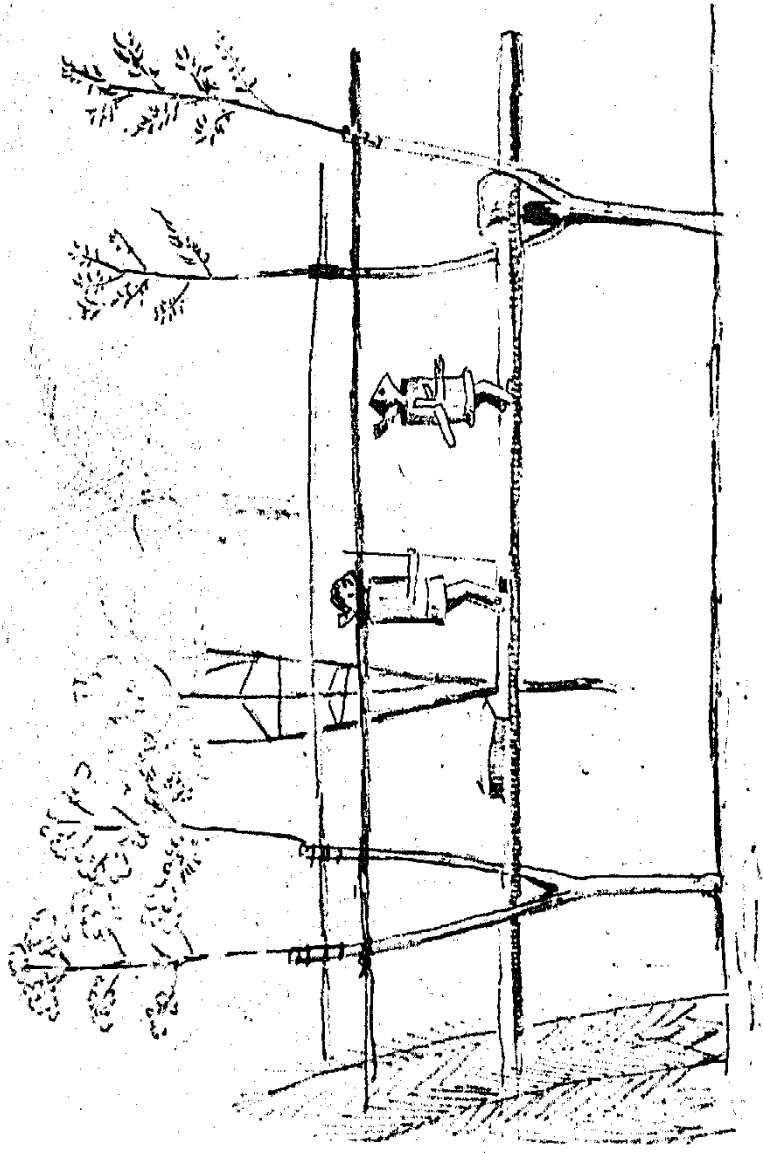
Die Weiber fischen und räuchern den Fang, die Knaben gehen mit ihren Armbrüsten auf Vogeljagd, stellen Maus-, Ratten- und Vogelfallen, auch die Männer liegen der Jagd ob und der Festgeber zählt die Schafe und Ziegen seiner Herde, welche er zum Feste opfern will. In diesem Feste gipfelt das grösste Vergnügen der hiesigen Bevölkerung. Schon Tage vorher kommen Freunde, Gäste und Fremde und quartieren sich in der Nähe des Festortes ein, Jeder bringt etwas an Esswaaren mit, Jeder wechselt das Gastgeschenk; diese schöne Sitte heisst „Mavang“; „ha ma mavang“ ist das erste Wort, das man hört. Am Vorabend des Festes tönen die Trommeln oft stundenlang, sei es, um den Festgeber zu verherrlichen, sei es, um ihn zu necken. Letzteres thut man, um seine Eitelkeit herauszufordern, damit er das Fest so glänzend als möglich gestalte.

Am Tage vor dem eigentlichen Fest ertönen die Alarmtrommeln in der Umgebung des Festortes. Krieg „treq, treng, treng, tang, tang, tang“ tönt es überall. Die Männer und jungen Leute versammeln sich, um den Festgeber zu bekriegen, halten feurige Reden, bis zuletzt Alle aufbrechen, um ein regelrechtes Gefecht aufzuführen. Der Festgeber mit den Seinen vertheidigt sein Dorf und so wird oft den halben Tag geschossen, oft beginnt am Abend die Sache von Neuem. Natürlich ist Alles nur Scherz und wird nur Pulver verschossen. Nach Beendigung dieses Manövers zieht die Schaar, nicht ohne vorher im Festort unter allgemeinem Jubel einige Pisangpflanzen umgeschossen zu haben, unter Trommelschall in demselben herum, Chef auf Chef nebst Familie, um den Festgeber zu begrüßen.

Am Morgen des folgenden Tages findet sich wieder Alles vollzählig im Festort ein. Lange Trommelsignale und Schiessen eröffnen das Ingium eso.

Zuerst thun sich die Festtheilnehmer an den mitgebrachten Nahrungsmitteln gütlich, darauf waschen sie sich im nahen Bach und reiben sich mit Rothholz ein und formiren sich familienweise zu dem Reihentanz. Alles prangt im höchsten Schmuck: Die Häupt-

Tafel 5.



Ingumbild.
(S. 55)

linge in rother Kappe, Leopardenzahnkette, Leopardenfell als Mantel, neue bunte Leinentücher, Messingspangen und Fussringe glänzend geputzt. Die Weiber und Kinder haben sich ebenfalls mit Rothholz angemalt, tragen glänzend rothen oder schwarzen Hinterschmuck, breite Knopfbänder, breite, aus Perlen hergestellte Schamgürtel, prächtige mit Palmöl gefettete Frisuren und wie beim Laa so die dort genannten Gegenstände in den Händen. Dieser Reihenmarsch dauert etwa eine Stunde. Während dieser Zeit wird das Ingiumbild, welches bei jedem Feste eine andere Figur zeigt, aufgerichtet (Taf. 5). Der Festgeber befindet sich mit seinen Weibern an der oberen Seite des Platzes, Freunde und Bekannte begrüßend und Fremde willkommen heissend, und lässt den Reihenmarsch bei sich vorbeidelfiren, des öfteren springt einer oder der andere aus dem Zuge heraus und feuert zu Ehren des Gastgebers sein Gewehr ab. Nach und nach bilden sich Gruppen, die tanzen, singen oder spielen. Spassmacher mit grossen Körben drängen sich durch die Menge und theilen Püffe aus. Sie werden mit Esswaaren beworfen, die sie in ihre Körbe sammeln. Letztere entleeren sie dann innerhalb des Weilers an einer bestimmten Stelle. Die Infounleute anderer Plätze vom vorhergehenden Jahre kommen an diesem Tage zusammen, sie haben den letzten Grad erreicht und sind an dem weissen Thonanstrich, der bloss bis an das Knie geht, leicht erkennbar. Neue Infoun von anderen Dörfern mit langen Stöcken bewaffnet, unter Vorantritt ihres Imboballa, der zur Abwehr einen fliegenwedelartigen Büschel schwingt, aus dem ein weisses, zum Niesen reizendes Pulver fliegt, geben Tänze zum Besten und lassen auf ihren Flöten ganz melodiose Töne erschallen. Die anwesenden Familienchefs bereiten dem Festgeber eine Ovation, wobei sich derselbe an die Spitze des Zuges stellt, der sich von einem Ende des Weilers zum anderen bewegt, wobei dann tüchtig geschossen wird. Bei solchen Festen versammeln sich zuweilen mehr denn 1000 Personen, doch geht Alles ohne Streit ab; höchstens wenn Jemand des Palmweines zu viel genossen hat, kommt es zur Schlägerei, die aber in diesem Falle sofort unterdrückt wird. Bei anderen Festen heisst es aber „Abok abole“, der Abok ist gebrochen. Denn der So würde den Störer des Festes tödten; aus diesem Grunde wagen auch zuweilen Mitglieder feindlicher Stämme, solche Feste zu besuchen, um sich zu vergnügen.

Lautes Schiessen verkündet den Anfang der Zeremonie auf dem Ingiumplatz. Die Knaben, welche die Stammesmarke erhalten sollen, befinden sich in dem hinter dem Bilde befindlichen Hause verborgen. Auf dem Platze ist eine primitive Tribüne für das aus vier bis sechs Trommeln gebildete Orchester errichtet. In der Nähe des Ingiumbildes sind an den Bäumen Querstangen angebracht, auf welchen

Leute sitzen, die von Zeit zu Zeit Schüsse abgeben. Das Ingiumbild (Taf. 5) besteht aus einem langen halbirtten Stamme, an dem vorderen Ende sind Figuren, das männliche und weibliche Prinzip darstellend, aufgestellt, das hintere ragt in den mit Palmwedeln abgesteckten kreisrunden Platz, auf welchem sich auch die Infounhütte befindet, die nun den neuen Stammesmitgliedern für ein Jahr zum Aufenthalt dient und wo sie in die Geheimnisse des Stammes u. s. w. eingeweiht werden. Zunächst herrscht eine ungewöhnliche Ruhe, die aber plötzlich durch Schreien, Pfeifen, Trommeln und Schiessen unterbrochen wird. Darauf begiebt sich ein grosser Haufe Männer und Weiber mit Messern bewaffnet schnell nach einem anderen Platz, um mit Palmwedeln, grossen Blättern u. s. w. zurückzukehren und dieselben nach dem Ingiumbild zu bringen. Dieser Vorgang wiederholt sich mehrmals. Es erscheinen nun in den Zwischenpausen die jungen Infounleute, welche gemarkt sind, auf der Galerie des Bildes, um einen Tanz aufzuführen. Die Musik macht einen furchtbaren Lärm und die Schüsse krachen, als ob Pulver kein Geld koste. Ist diese Zeremonie zu Ende, so kehrt Alles in das Dorf zurück zum Tanz und allerhand Kurzweil. Die Alten sitzen indess im Männerhaus um den Festgeber in Unterhaltung versammelt und trinken dabei Palmwein, bis die Nacht der Festlichkeit ein Ende bereitet.

Nach einer Pause von wenigen Tagen feiert man den So. Dies ist ein Medizinschmaus, daher verschwinden Frauen, Kinder und Ungemarkte für diesen Tag spurlos in den Wald. Am frühen Morgen tönt eine bestimmte kleine Trommel und die Zeremonie beginnt. Ich selbst habe trotz aller Versuche nichts darüber in Erfahrung bringen können, nur weiss ich, dass bei dieser Gelegenheit alle diejenigen Palaver ausgeklügelt werden, von denen die Allgemeinheit nichts wissen soll. Die Infounleute machen Umzüge nach den nahen Weilern, unter Anschlagen zweier zusammengebundener Glocken ihr Nahen verkündend, damit kein Ungemarkter sie erblickt und Zeit hat, zu verschwinden. Schiessen verkündet das Ende der Zeremonie. Die Infoun gebärden sich zuweilen gleich Wilden und zerstören Alles. Sie werden dann von ihrem Imboballa in das Infounhaus gesperrt, das sie nun für acht bis zehn Tage nicht verlassen. Sie dürfen sich inzwischen nicht waschen, kein Schaf- und Ziegenfleisch essen. Sie reiben ihren Körper mit weissem Thon ein, ihre Haare werden abrasirt und bloss weisse Streifen von Thon deuten die bei den Frauen übliche Kopffrisur an.

Nach drei Monaten erhalten sie die ersten Gradabzeichen und schmücken sich gleich den Frauen, jedoch Alles in weissem Thon, Hinterschmuck aus weissen Bananenfäsern, Lendengürtel aus Stricken aus gleichem Material, Holzperlenschnüre um den Hals, Holzarmbänder, Panspfeife und zweitönige Mingam.

Der Penis wird mit einer kleinen Kappe versehen, die mit einer rothen Papageiefeder geschmückt ist. Sie ziehen nunmehr in die umliegenden Ortschaften, Tänze aufführend, singend und Flöte blasend. Sie erhalten von Jedem ein kleines Geschenk, stehlen mitunter aber Feldfrüchte, Hühner, Ziegen und Schafe, was aber nicht bestraft wird. Nach weiteren drei Monaten erhalten sie wieder einen Grad mehr. Sie brauchen dann nicht mehr zu tanzen, kleiden sich mit einem weissen Lendentuche und einem Gürtel mit Schweif, an dessen Ende rothe Federn befestigt sind, und tragen die Kriegskappe auf dem Haupte. Der Körper wird bis an den Hals mit Thon bemalt, während das Gesicht freibleibt, nur um die Augen werden zwei Ringe gemalt. Nachdem wieder einige Monate vergangen sind, lassen sie die Haare wachsen, bemalen aber den Körper immer noch mit Thon, bis zuletzt nur noch die Beine bis zum Knie diese Bemalungen zeigen. Wird ein Ingiumfest angekündigt, so kommen sie zu dem Fest und werden dann nach nochmaliger Vorstellung in den Stamm aufgenommen. Kommt es jedoch schon vorher zu einem Feste und haben die Infoun Jemanden getödtet, so sind sie bereits von dem Tage an ihres Schmuckes los und ledig und werden als volljährig betrachtet. Die Vorstellung heisst Mba; bei derselben werden den jungen Männern die weissen Lendentücher von Frauen abgerissen, während erstere den Frauen wiederum das ihre Blösse bedeckende Pisangblatt weg-reissen. Das Alles geschieht unter grossem Geschrei, Geschiesse und Gejohle. Nach dieser Zeremonie ist den Infoun Alles erlaubt; sie können sich mit den Frauen und Mädchen abgeben, Ziegen-, Schaf- und Wildfleisch essen u. s. w.

Andere Festlichkeiten, die Abok genannt werden, finden zu verschiedenen Zeiten statt, so z. B. bei der Ernte der Feldfrüchte. Bei diesen Festlichkeiten wird nur getanzt, gespielt und gegessen. Die Mahlzeit bringt jede Familie für sich mit. Zunächst findet der Reihentanz statt, alle Theilnehmer haben Esswaaren in der Hand; selbstverständlich spielt auch das Schiessen eine grosse Rolle. Die Frauen des Festgebers sitzen in grossem Schmuck auf dem Dache einer Hütte und vertheilen von da aus gekochte Esswaaren an die einer ausgelassenen Fröhlichkeit sich hingebende Versammlung.

Dann und wann werden Ringkampffeste veranstaltet, theils solche, wo bloss Männer, theils solche, wo bloss Frauen und junge Mädchen ringen. Schon Wochen vorher ertönen die Trommeln, um Tag und Stunde dieses interessanten Schauspieles bekannt zu geben. Die Ringlustigen versammeln sich in dem betreffenden Weiler und bilden zwei Parteien, die eine des Besitzers des Weilers, welcher zum Ringkampf aufgefordert hat, die andere, welche diese Forderung angenommen hat. Zunächst werden die Schiedsrichter gewählt,

welche sich mit Ruthen bewaffnen. Die Zuschauer sitzen in ungezwungener Reihenfolge um den Ringplatz herum. Trommelsignale verkünden den Anfang, anzügliche Redensarten tragen theils zur Belustigung, theils zur Anspornung der Kampflust bei. Jede Partei sendet nun zwei Ringer aus ihrer Mitte, dieselben fordern sich gegenseitig zum Kampf heraus und beginnen denselben. Oft schon nach wenigen Sekunden fällt einer der Ringer zu Boden, bei manchen bleibt die Entscheidung für längere Zeit aus. Bei jedem Sieg laufen die Frauen und Mädchen der siegenden Partei tänzelnd, singend und händeklatschend auf die besiegte Partei zu. Der Sieger giebt dem Besiegten die Hand zum Zeichen der Freundschaft und wird dann mit leichten Ruthenschlägen seitens der Schiedsrichter vom Ringplatz getrieben, um dann von Vater, Mutter sowie Freunden seiner Partei mit Umarmungen, Händedrücken empfangen zu werden. Bricht ein Streit aus, so entscheidet, unterstützt von den Schiedsrichtern, der Chef des Weilers. Als besiegt gilt derjenige, welcher mit einem Theil seines Körpers, ausser den Füßen natürlich, beim Ringen mit dem Boden in Berührung kommt. Bei den Weibern gelten die gleichen Regeln, nur dass hier die jungen Männer der Siegerin eine Ovation darbringen. Bei diesen Spielen hat man Gelegenheit, die oft klassisch schönen Gestalten der hiesigen Bevölkerung zu bewundern. Bei diesen Ringkämpfen spielt natürlich auch Medizin eine Rolle, und gelten Blätter und Blüthen einer *Tradescantia*art als besonders kräftig. Diese Ringkämpfe dauern nur einige Stunden und sind ganz unschuldig, Niemand erleidet dabei Schaden und ernster Streit kommt höchst selten vor.

Musik und Tanz.

Jedes junge Mädchen spielt die Flöte, welche aus einem etwa zwei Fuss langen, mit zwei Löchern versehenen Bambusrohr gebildet wird. Die Mädchen verstehen dieselbe recht melodios zu blasen, fehlende Töne bringen sie mit dem Munde hervor, doch so, dass man das Fehlen nicht merkt. Sie flechten auch gesungene Recitative ein, welche dann im Chor wiederholt und mit Händeklatschen begleitet werden. Flötenspiel begleitet fast alle Tänze, welche, obwohl oft etwas obscön, doch graziöser Bewegungen durchaus nicht ermangeln. Die Männer lieben natürlich zu ihren Tänzen eine laute und dröhnende Musik, Trommeln, Mingam, Schellen. Sie befestigen auch Körbchen mit Nusschalen an den Knöcheln oder Waden und stampfen im Chor recht kräftig und taktmässig auf. Solotänze sind sehr gebräuchlich. Der Tänzer schüttelt die Muskeln, verdreht den Körper, den Kopf, die Arme, bis er von Schweiss und Oel triefend die Reihe der Tanzenden verlässt. Auch Ringelreigen, in der Mitte

zwei Solotänzer, sind sehr beliebt, ebenso wie Pantomimentänze. Im Allgemeinen sind die Tänze sehr verschieden, auch bei beiden Geschlechtern. Man unterscheidet Tänze zu den Aboks, bei Todesfeierlichkeiten, Ausbruch von Fehden, Siegestänze u. s. w. Im Folgenden seien einige solcher Tänze angeführt:

1. Insang: Männerreigentanz im Kreise, ein Solotänzer in der Mitte. Holzharmonika, Mingam und Trommel als Begleitung.
2. Ingomo: Weibertanz zu Zweien mit Flötenbegleitung, durch recht obscöne Bewegungen ausgezeichnet.
3. Mbia: Singtanz der Weiber. Im Kreise kniet eine Frau, welche, die Augen verdrehend, obscöne Bewegungen ausführt und von den anderen mit Gesang begleitet wird, während eine zweite Frau nach dem Takte einen dem hohen C ähnelnden langgezogenen Ton singt.
4. Mbita bibong: Kriegstanz bei Fehdeausbruch, aber auch bei Todesfällen. Dieser Tanz wird meistens bei Trommel- und Elefantenzahntrompeten-Begleitung und Schiessen ausgeführt.

Unter den Musikinstrumenten ist die schon erwähnte Holzharmonika zu nennen, welche erst vor einigen Jahren von einem Yaúnde selbständig erfunden sein soll. Sie besteht aus verschiedenen dünnen Brettchen aus leichtem Holz, die mittelst Bambusstäbchen auf zwei parallelen Pisangstammstücken befestigt werden. Sie wird mit vier Klöppeln von zwei Mann gespielt und gleicht sehr unserer Glasharmonika. Eine ähnliche Art, aber tragbar, besteht aus einem viereckigen Rahmen, auf dem die dünnen, aus Rothholz hergestellten Brettchen liegen und befestigt sind, unter jedem Brettchen befindet sich als Resonanzboden ein Flaschenkürbis, an dessen unterer Seite sich ein mit Spinneweben überklebtes Loch befindet. Um dies Mingam genannte Instrument beim Tragen vom Körper abzuhalten, ist ein bogenförmiger dünner Stock an demselben befestigt. Es wird beim Spielen an einem Tragband getragen und mit zwei aus leichtem Schwammholz gefertigten Klöppeln gespielt. Die Töne des grösseren Instrumentes entsprechen der Tonleiter, doch fehlt öfters der vorletzte Ton h.

Saiteninstrumente giebt es zwei, ein den am Kongo gebräuchlichen Harfen ähnliches Instrument und ein anderes, das aus einem Bambusstock besteht, aus dessen Rinde vier Streifen als Saiten losgetrennt sind, die dann mittelst eines mit Ausschnitten versehenen Steges in der Mitte auseinander gehalten werden. Eine am unteren Ende des Stockes befestigte halbe Kürbisschale dient als Resonanzboden; zum Anziehen der Saiten dienen Ringe, welche je nach Bedürfniss auf- und niedergeschoben werden können. Dieses Instrument dient zum Begleiten der Gelegenheitslieder, welche zur Verherr-

lichung von Familienoberhäuptern oder der Frauen und Mädchen von den Spielenden improvisirt werden. Das gleiche Instrument kommt auch bei den Buleis und Ossiebas vor.

Die Frauenflöte wurde oben schon beschrieben. Die Männerflöte ist bloss spanngross, halbbogenförmig, mit einem dünn und flach auslaufenden Ende. Obwohl sie nur drei Töne hat, kann man doch mit den Lippen eine ganze Reihe verschiedener Tonkombinationen auf derselben erzeugen, so dass sogar Unterhaltungen mit Hilfe dieser Flöten geführt werden. Sie sind daher als Erkennungszeichen im Kriege sehr brauchbar und werden am Munitionsbeutel getragen. Ein anderes, bei allen Fangstämmen gebräuchliches Instrument sind zwei eiserne Glocken, ähnlich den Kuhglocken, die mittelst eines Stöckchens angeschlagen werden und theils zur Begleitung der Tänze, theils auch zu Signalzwecken dienen.

Spiel.

Die Männer haben ausser Kriegs- und Todtenspielen nichts, was sie mehr lieben als das Hazardspiel. Diese Neigung bildet eine der grössten Schattenseiten im Charakter dieses Volkes und durch sie geht ihm mancher Mann verloren, viel mehr als durch die Stammesfehden. Sie lieben das Spiel leidenschaftlich, trotzdem Jeder im Nichtzahlungsfalle als Sklave für Salz verkauft wird, wenn ihn seine Familie nicht sofort auslöst und zwar natürlich mit sehr viel mehr, als die Spielschuld beträgt. Das Spiel hat viel Aehnlichkeit mit dem Würfelspiel, doch wird es mit Marken gespielt, in die verschiedene Figuren geschnitzt sind. Jeder Spieler besitzt deren mehrere und wirft eine davon in einen flachen Korb; die Marken werden in demselben gemischt und dann von dem Spielhalter mit einem dröhnenden Schlag auf die Erde geworfen. Der Bankhalter lässt nun den Korb kurze Zeit über den Marken und hebt ihn dann in die Höhe. Das Geschäft des Spielhalters geht der Reihe nach auf jeden theilnehmenden Spieler über. Hat der Spieler 100 Knöpfe oder Eisenstäbe verloren, so ist er nach der Spielregel awu = todt. Kann er nicht zahlen, so wird er in den Block gelegt; oft wird ihm auch, wenn er renitent ist, der obere Theil des Ohres abgeschnitten und dann, wenn Salzangel im Lande vorhanden ist, im Laufe des nächsten Tages an die Welle für 10 bis 15 Pfund Salz verkauft. Dieses unglückselige Spiel ist oft die Ursache von Familienfehden, Mord und Todtschlag. Die Yaünde lieben es auch, Fremde von anderen Stämmen zum Spiel zu verleiten. Ich war öfters Zeuge, dass auch falsch gespielt wird. Dass dadurch Schlägereien mit Anwendung von Waffen entstehen, beweisen die von mir in sehr zahlreichen Fällen behandelten schweren und leichten Schnittwunden,

über deren Entstehung aber immer ausweichende Antworten gegeben werden.

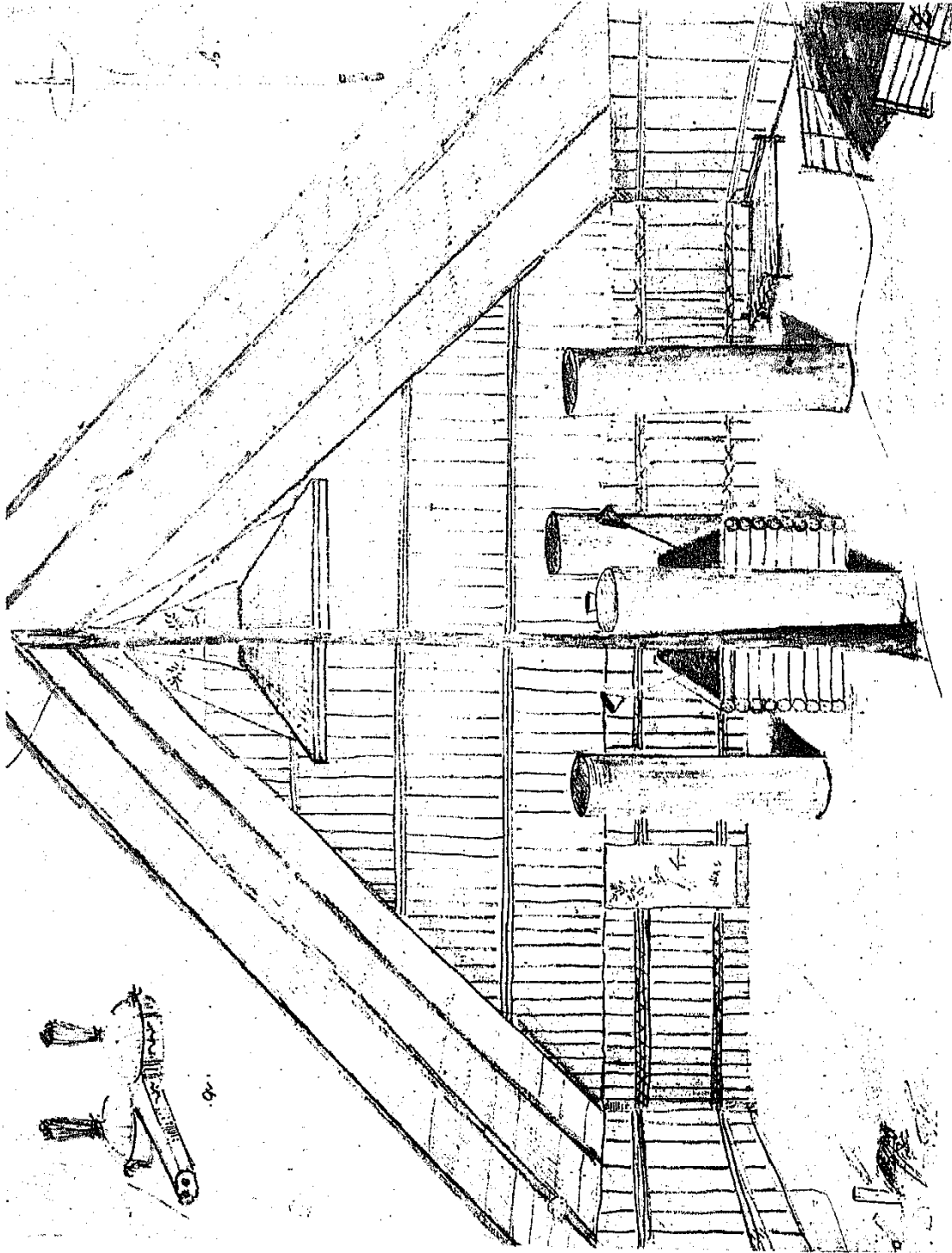
J a g d (Assasom).

Die Yaunde lieben die Jagd, doch sind sie keine grossen Jäger. Sie fangen das Wild meist in Fallgruben; deswegen ist für einen Weissen das Pürschen im Walde stets gefährlich. Man kann in 3 bis 4 m tiefe Löcher stürzen, die so geschickt mit Laub und todten Holzstückchen überdeckt sind, dass sie nur sehr schwer zu erkennen sind. Speere werden in diesen Gruben zum Glück nicht angebracht. Nicht selten fällt das in solche Gruben gerathene Wild den Würmern zur Beute, denn es vergeht oft ein Vierteljahr und mehr, ehe sich etwas fängt. Fallhölzer sind ebenfalls in Anwendung. Auch Kombinationen von beiden Fangweisen, die ein gutes Resultat geben, sind in Gebrauch und werden in Verbindung damit oft 400 bis 500 m lange dichte Zäune errichtet, die das Wild, Schweine, Antilopen, Katzenarten, den Fangstellen zutreiben. Zum Affenfang bedient man sich Schlingen, die im Geäst gefällter Bäume, unter Oelpalmwedeln maskirt, angebracht werden. Die am häufigsten ausgeübte Jagdweise ist die Netztreibjagd (Abim). Haben Frauen oder junge Leute Grosswild oder dessen Spuren gesehen, so laufen sie in die Weiler und rufen mit Trommelsignalen alle Jagdlustigen herbei. Diese kommen mit ihren Netzen und Hunden, mit Speeren und Flinten bewaffnet, schleichen sich in den Busch und umstellen mit ihren Netzen denjenigen Theil des Waldes, in dem sie das Wild vermuthen. Während sie nun bei den Netzen Wache halten, beginnen die halb-erwachsenen Knaben, die Mädchen und Weiber und die mit Schellen versehenen Hunde mit grossem Lärm das Wild aufzutreiben. Dasselbe geht entweder ins Netz und wird dann leicht abgethan oder es durchbricht die Treiberkette und geht dann meist verloren. Die mit Speeren getödtete Beute wird gemeinschaftlich getheilt, während das mit Flinten erlegte dem gehört, welcher den Schuss abgab; dieser giebt dann meist gutwillig etwas von seiner Beute an die Jagdtheilnehmer ab. Diese Jagdweise wird meist in der Regenzeit ausgeübt. Sehr grosses Wild, wie Büffel, Kuhantilopen, Schimpansen, Gorillas, werden oft von 50 und mehr Mann umzingelt und meist mühsam nach langem Schiessen getödtet. Hierbei ereignen sich oft Unglücksfälle durch unvorsichtiges Schiessen. Der einzelne Jäger nimmt vor den grossen Affen stets Reissaus. Auf Leoparden, welche den Ziegen nachstellen, werden auch grosse Treibjagden an- gestellt und das Erlegen derselben durch Tänze und Todtenspiele gefeiert, da man glaubt, einen bösen Geist in Gestalt derselben getödtet zu haben. Solche Festlichkeiten heissen „Fun“.

Handfertigkeiten.

Jede Familie fertigt für sich die Gegenstände des häuslichen Bedarfes an. Die Frauen stellen die Töpfe und Schüsseln her, selten werden davon welche verkauft. Die Töpferscheibe ist nicht bekannt, Alles wird mit der Hand geformt. Der grünblaue und gelbliche Thon wird mittelst eines Stückchens Holz geknetet, darauf von den kleinen Mädchen zu Rollen geformt, welche dann von der Töpferin im Kreise herumgelegt, darauf festgedrückt und mittelst eines Stäbchens und ovaler Fruchtkerne in Form gebracht und glattgestrichen werden. Ist der Topf zu einer gewissen Höhe gediehen und fertig, so wird er mit einem gekerbten Holz verziert, dann getrocknet und später an einem schönen Abend gebrannt, eine Prozedur, die nur $\frac{1}{2}$ bis 1 Stunde in Anspruch nimmt. Diese Töpfe sind ohne Glasur, daher durchlässig und sehr zerbrechlich, man darf sie deshalb nicht am oberen Rand anfassen. Die jungen Männer verfertigen Pfeifenköpfe der verschiedensten Form und verstehen dieselben recht hübsch zu verzieren. Schnitzereien sind sehr primitiv, doch verrathen einige Sachen Geschick und Geschmack. Jeder junge Mann versteht zu schnitzen; sie bedienen sich hierbei eines dreieckigen Messers einheimischer Fabrikation. Geschnitzt werden Löffel, Essschüsseln, Spielmarken, Kämmе, Stöcke, grosse Holzfiguren, sowohl menschliche wie thierische, letztere oft von ganz phantastischer Form, Holzklötzchen, welche zum Bedrucken ihrer Bastzeuge mit Mustern dienen u. s. w. Körbe werden nach Bedarf geflochten; sie sind alle henkellos und bloss zum Tragen auf dem Kopf oder Rücken bestimmt. Das Flechtmaterial liefern die Wein- und Rotangpalme, bei ersterer die Blattstiele, bei letzterer die Rinde des Stammes. Dünne wie mittelstarke Stricke werden aus dem Bast einer strauchartigen Pflanze mit gelben Blättern gefertigt, die ungeheuer wuchert und nach der Aussaat in der zweiten Regenzeit rasch eine Höhe von 2 m und mehr erreicht. Ganz dünne Schnüre werden aus der Faser des Pisang, von Severinia, Ananas u. s. w. gefertigt und dienen zur Herstellung von Jagdnetzen und Tragbeuteln. Im Walde finden sich auch einzelne weniger bekannte Faserpflanzen, besonders eine Liane mit flachgedrücktem Stengel und ein niedriger, milchsafführender Baum mit lederartigen dunklen ovalen Blättern und herrlichen gardenienähnlichen weissen Blumen von ausserordentlichem Wohlgeruch. Baumwolle ist bekannt und findet sich überall wild, wird jedoch nicht benutzt. Die einzige etwas ausgebildete Industrie ist die der Schmiede (alui). Doch beschränken sich dieselben nur auf die Herstellung der allernothwendigsten Gegenstände, die aber in grossen Massen erzeugt werden, und zwar sind dies Speere, Messer, Hacken, Handspaten, Aexte und das landesübliche Geld, kleine

Tafel 6.



Inneres einer Eisenschmelzhütte und Schmiede.

b. Thornröhren, um die Luft nach unten in den Ofen einzublasen.

a. Blasebalg.

(S. 63)

eiserne Stäbchen (ntet), welche an beiden Enden flachgeklopft sind. Dieses Eisengeld dient hauptsächlich zum Ankauf der Weiber und wird stets zu 100 Stück abgezählt. Die Schmiede haben keine Sonderstellung, wie bei manchen anderen afrikanischen Stämmen.

Die Schmelzhütten (Taf. 6), in denen das Eisen auch gleich geschmiedet wird, fallen durch ihre hohen spitzen Dächer und Holzverschalung und an den vor ihnen liegenden Eisensteinen und Schlacken auf. In der Mitte dieser grossen Hütten steht der Schmelzofen und vier grosse Holzsäulen. Der Schmelzofen ist viereckig und wird bei jeder Schmelze neu errichtet. Seine Aussenwände bestehen aus Pisangstammstücken, er ist etwa 1 m hoch und umfasst ungefähr $1\frac{1}{2}$ qm Bodenfläche. Am Boden in der Mitte befindet sich eine mit Thon ausgeschmierte Höhlung, in der sich beim Schmelzen das flüssige Eisen sammelt. Der ganze Kasten ist mit Holzkohle, die Mitte jedoch mit einem Gemisch von Eisenstein und Holzkohle gefüllt. Vor der Füllung wird an jeder Seite eine trichterförmige Thonröhre hineingesteckt, welche dazu dienen, mittelst eines Handblasebalges von der auch in anderen Theilen des westlichen Afrika gebräuchlichen Form Luft hineinzublasen. Die diese Arbeit verrichtenden, meist halberwachsenen Personen sitzen auf den schon erwähnten etwa 2 m hohen Holzsäulen. Zum Schutze des Daches ist über dem Schmelzkasten ein starkes Holzgitter angebracht. Die Arbeit des Schmelzens nimmt einige Stunden in Anspruch. Das gewonnene, sehr weiche Eisen wird zerklopft und dann geschmiedet. Den Amboss vertritt meist ein Stein, ebenso oft den Hammer, doch bedient man sich dazu auch dicker runder Eisenstäbe.

Speere werden theils mit, theils ohne Widerhaken hergestellt, einige grössere, welche Würdeabzeichen sind, werden auch ciselirt.

Die Messer sind von sehr verschiedener Form und Stärke und sind ebenfalls oft recht hübsch ciselirt; andere sind Nachahmungen europäischer Fabrikate, so die kleinen sogenannten Fleischermesser. Diese sind so täuschend gemacht, dass man nur durch das Fehlen der Fabrikmarke sie als einheimisches Fabrikat erkennt. Hacken, Handspaten und Aexte werden ohne Oeffnung für die Stiele gefertigt; sie müssen daher mittelst Bindematerials am Stiel befestigt werden, oder wie die Aexte mittelst eines Loches im Stiel; letzterer muss daher ein Wurzelstock sein, anderes Holz würde spalten. Alles wird im Kleinen betrieben und war es nicht möglich, die so nothwendigen Gartengeräthe einheimischer Form selbst für gute Bezahlung von den Schmieden zu erhalten; sie versprachen wohl die Lieferung, hielten aber nicht Wort; mahnte man sie dann, so war schliesslich ihre Ausrede, sie seien freie Leute und keine Sklaven des Weissen. Bei einer solchen Denkungsart kann natürlich ein Gewerbe nicht entstehen.

Salz ist ein sehr begehrtter Artikel; da dasselbe nicht in genügenden Mengen bisher importirt wurde, wird ein Surrogat aus der Asche von sauern Sumpfgräsern hergestellt, das einen sehr bitteren Geschmack hat. Dieselben werden in der Trockenzeit geschnitten, an Ort und Stelle getrocknet und verbrannt und die Asche nach den Weilern gebracht. Hier wird sie mit Thon gemischt und in trichterförmige, mit Bananen- und Marantenblättern ausgelegte Körbe gefüllt und durch Aufguss von lauwarmem Wasser ausgelaugt. Die gelbliche Lauge wird in einem untergestellten flachen Napf aufgefangen und dann abgedampft. Das so gewonnene graue Salz kommt in kuchenartigen Formen in den Handel. Importirtes Salz ist auch oft von sehr zweifelhafter Güte, da die Zwischenhändler oft feinen weissen Sand dazwischen mengen. Sie verkaufen das Salz in grossen 10 bis 15 Pfund schweren Packen, oder in kleinen flaschenförmigen Packen von etwa $\frac{3}{4}$ Pfund Gewicht. Sklaven werden nur für Salz verkauft.

Ein eigentlicher Handel besteht kaum, nur ein Austausch der allernothwendigsten Bedürfnisse. Märkte werden nicht abgehalten; bei den Abokfesten wird wohl etwas gehandelt, aber bloss Töpfe, Eisen und landesübliches Geld in Zeuge umgesetzt oder auch gegen Naturalien, wie Hühner, Kürbiskerne, Grundnüsse, Yams u. s. w., aber immer nur in ganz minimalen Mengen ungetauscht. Um Artikel europäischen Ursprungs zu erhalten, diente bisher ausschliesslich Elfenbein; zu diesem ist seit zwei Jahren der Kautschuk getreten; gerade der Kautschukhandel ist es, der Hunderte von jungen Yaünde-
leuten, die nun fleissig allen Landolphialianen nachstellen, dazu bewogen hat, zur Küste zu gehen, während sie vorher aus Furcht nie weiter als bis zum ersten Ngumbadorf sich gewagt haben würden. Insofern ist dieser Handel von der tiefgehendsten Bedeutung für eine Aenderung der Anschauungen der Yaünde geworden. Importartikel sind Gewehre, Pulver, Feuersteine, Zündhütchen, Zeuge, Messingstangen, Fuss- und Armringe, Kupferstangen, Haumesser, Fleischermesser, Perlen, rothwollene Zipfelmützen, Bekleidungsgegenstände, Hüte, Hemden, Hosen, Knöpfe, Salz, Handharmonikas, Regenschirme, Steingutzeug. Kleinigkeiten wurden bisher mit Porzellanknöpfen bezahlt, doch finden dieselben infolge des Aufblühens des Kautschukhandels kaum noch Absatz. Der Elfenbeinhandel könnte viel beträchtlicher sein, wenn er nicht durch die gegenseitige Furcht der einzelnen Stämme, durch den komplizirten Geschäftsgang und durch die vielen Betrügereien, welche zu vielen Streitigkeiten und Fehden Veranlassung geben, am Aufblühen verhindert würde. Der Yaünde selbst tödtet kaum einen Elefanten, denn es giebt in seinem Land nur wenige, desto mehr aber in der

Savanne bei den Ntoni oder Welle. Der Zwischenhändler an der Küste zahlt dem Yaúnde nie den vollen Preis für einen Zahn, sondern macht erst eine Anzahlung und bleibt dann oft monatelang bei ihm zu Gaste. Der Yaúnde begiebt sich nun zu einem seiner im Osten oder Nordosten sitzenden Geschäftsfreunde unter den Ntonis — zu den Welle getrauen sie sich nicht mehr wegen der vielen von jenen verübten Raubmorde — und übergibt ihm gegen einen Zahn ein Weib oder eines seiner Kinder als Pfand und bringt dann den Zahn in sein Dorf. Die Anzahlung, die er nun empfängt, besteht je nach der Grösse des Zahnes aus einem Gewehr, einem Fass Pulver, zwei bis drei Faden Zeug, einem Messingbecken, einigen Messingstangen und verschiedenen Kleinigkeiten. Der Händler begiebt sich in seine Heimath und bestimmt dem Yaúnde die Zeit, meist einige Monate, nach welcher er kommen und seine übrigen Waaren holen soll. An dem bestimmten Tage oder auch schon vorher macht sich nun unser Yaúnde in Begleitung eines Theiles seiner Familie mit einem Schaf oder Ziege u. s. w. auf den Weg, seine Reichthümer zu holen. Beim Händler angekommen, wird er anscheinend hocheifreut aufgenommen, aber in Bezug auf die Bezahlung mit Entschuldigungen hingehalten und lebt nun einige Zeit auf Kosten des Händlers. Wird ihm die Zeit zu lang, so erhält er nach verschiedenen Mahnungen noch einige Stücke Zeug, ein oder mehrere Gewehre u. s. w. und macht sich dann auf den Weg heimwärts. Schiessen und Gesang der Weiber verkünden der Nachbarschaft dieses Ereigniss. Nach einigen Tagen begiebt er sich zu dem eigentlichen Besitzer des Zahnes, zahlt den schon vorher vereinbarten Preis und löst sein Weib oder Kind aus; manchmal lässt er sie aber noch einige Zeit in Pfand und macht mit den erworbenen Sachen erst noch ein anderes Geschäft. Der zweite Zwischenhändler, ein Ngumba- oder Mabeamann, verkehrt seinerseits ebenfalls noch nicht mit dem weissen Händler, sondern hat an der Küste seinen Geschäftsfreund, der den Zahn schliesslich an den weissen Händler verkauft, wobei er natürlich ebenfalls den Ngumbamann wieder nach Kräften über das Ohr haut. Das Elfenbein muss also erst mindestens durch drei Hände gehen, ehe es in die Faktorei gelangt, und häufig erhält der erste Besitzer sehr wenig, manchmal gar nichts für den Zahn. Er rächt sich dann dadurch, dass er den Zwischenhändler bei günstiger Gelegenheit gefangen setzt und denselben tödtet, um sich der begleitenden Weiber zu bemächtigen, oder er presst so viel Lösegeld als möglich aus dessen Familie heraus. Der Elfenbeinhandel liegt ausschliesslich in den Händen der Familienoberhäupter.

K r a n k h e i t e n .

Epidemien sind unbekannt. Lungenerkrankungen sind in den kühlen Monaten Juni—Juli und November—Dezember häufig und gefährlich, Malariafieber, wie sie an der Küste auftreten, äusserst selten und bei den Eingeborenen unbekannt. Hautkrankheiten sind ungeheuer verbreitet, wohl infolge der üblichen Rothholzbemalung. Es sind zu unterscheiden Psoriasis (fo oder nienge), hinterlässt weissröthliche, eine andere Art (into) aber schwarze Flecken. Ichthyosis, eine Schuppenflechte (ntom), befällt Brust, Hals und Rücken, von welchen Stellen sich die Haut dann schuppig ablöst. Nesselfriesel (atollo) u. s. w.

Die Erdbeerflechte (mabatta) ist eine den ganzen Körper überziehende, ekelerregende Krankheit. Die mit ihr behafteten Individuen bewohnen stets eine abseits des Weilers gelegene Hütte; die Heilung lässt, da die Eingeborenen über keine Heilmittel verfügen, gewöhnlich sehr lange auf sich warten.

Eine weitere Hautkrankheit (esam) befällt die Zehen und Finger und ist sehr gefürchtet. Die Krätze (gutta oder bitotoc) fehlt auch nicht.

Elephantiasis kommt bei beiden Geschlechtern vor, sie befällt meist Individuen mittleren Alters.

Parasitische Würmer sind ebenfalls häufig, eine grosse und eine kleine Art Bandwurm (cucum und angacum) kommen vor, ebenso wie die Filaria loa, welche hauptsächlich Augen und Finger befällt (enac a ntis, wörtlich Augenzwurm). Spulwürmer (mison) sind auch nicht selten, ebenso Geschwüre, von der Larve einer Dasselfliege erzeugt. Weitere Krankheiten sind:

Lungenentzündung, fast immer tödlich verlaufend (assuman).

Herzkrankheiten (nzitt), Unterleibsentzündung (ujong), Fieber (acang), Schnupfen (umboni), Luftröhrenkatarrh (ewuolé), Epilepsie (ganda), Rheumatismus u. s. w.

Syphilis ist sehr wenig verbreitet, Gonorrhoe kommt vor, heilt aber häufig von selbst.

Alle Krankheiten werden auf Zauber und Medizin zurückgeführt und es existiren nach der Meinung des Volkes vielerlei Gegenmittel, die nur der Mediziner kennt. Wenn man sich nicht mehr zu retten und zu helfen weiss, und wenn die Bäder, Aufgüsse von mannigfachen Pflanzen, Massage und Reibungen nichts mehr nützen wollen, so greift man zu Sympthiemitteln. Bei schweren Fällen versammeln sich Verwandte und Freunde des Kranken, eine oder mehrere Ziegen werden geschlachtet, desgleichen einige Hühner, das Blut wird aufgefangen, der Imboballa (Mediziner) mischt die Medizin, um sie theils dem Kranken einzugeben, theils mit derselben

den Körper desselben zu beschmieren, die Anwesenden suchen die bösen Geister durch lautes Sprechen, Trommeln und allen möglichen Lärm zu vertreiben.

Todesfall. Gericht. Tödtung der Sklaven und Frauen:
Todtenspiele. Begräbniss.

Sklaven werden im Todesfalle ohne Festlichkeiten begraben, doch wird auch in solchen Fällen Jemand beschuldigt, den Tod durch Zauberei herbeigeführt zu haben. Der Angeschuldigte wird, wenn er sich nicht durch Beweise oder ellong von dem Verdacht reinigen kann, zu Entschädigungszahlungen verurtheilt.

Wenn eine Frau stirbt, so wird die Familie derselben von dem Manne zur Zahlung einer anderen gezwungen, was aber nicht ohne vorheriges Palaver sich erreichen lässt. Da das Volk aber ausser im Kriegsfall keine andere Todesursache kennt als Zauberei und Medizin, so erfolgt die Verurtheilung der Familie der Frau fast ausnahmslos; sie sucht sich nun ihrerseits wieder an der Person schadlos zu halten, welche der Unthat bezichtigt wird.

Im Falle des Todes eines Familienoberhauptes werden immer dessen Weiber und Sklaven bezichtigt, ja sie werden oft von dem Sterbenden selbst beschuldigt, ihm die Krankheit gewünscht zu haben. Kurz vor eintretendem Tode werden die verdächtigen Weiber und Sklaven gefesselt in ein Haus gesperrt. Tritt der Tod ein, so erfolgen Trommelsignale und Gewehrfeuer. Gleichgültig, zu welcher Tageszeit der Tod eingetreten ist, versammeln sich sofort alle Chefs, um das Todtengericht abzuhalten, während die Frauen sich zusammenfinden und durch Wehklagen der Trauer Ausdruck zu geben. Der Ankläger ist in der Regel der älteste Mann der Familie, welcher nunmehr den Platz des Todten einnimmt; er bringt Schlingen aus Lianen nebst Rinde des Giftbaumes an einen dreigabeligen Ast gebunden, mit Farn und Gras geschmückt und legt sie vor dem Urtheilsvollstrecker hin. Letzterer ist, wie bereits früher erwähnt, kein qualifizirter Scharfrichter, er hat sich aber durch schwarze und weisse Bemalung unkenntlich gemacht. Eine kleine Signaltrommel ertönt in rhythmischen Tönen, um den Umwohnenden bekannt zu geben, dass die Hinrichtung der Angeklagten stattfindet. Dieselben werden einzeln herausgeschleppt, sie werden mit weissem Thon von oben bis unten beschmiert und ihnen die Hände auf den Rücken gebunden. Dann erhalten sie einige Pillen ellong in den Mund gesteckt und wird ihnen dann eine Schlinge um den Kopf geworfen; sie werden dann am Boden zu dem nächsten Savobaum geschleift und da an den Aesten aufgehängt, wo sie einige Zeit hängen bleiben. Oft haut man ihnen mit Messern noch die Hände ab, oder spaltet

ihnen den Schädel. Selbst schwangere Frauen werden nicht verschont, ja auch Kinder des Verstorbenen werden des Giftmordes bezichtigt und ebenfalls getödtet. Die Institution der Anschuldigung gegen Frauen und Sklaven ist, wie ich aus einem Yaúndechef herausbekommen habe, von den Ehemännern ausgeklügelt worden, um sich vor dem Tode zu schützen. Solche als Sklaven bezeichneten Personen sind Leute, die von anderen Stämmen aus verschiedenen Ursachen, auch oft des Handels wegen, aus ihrer Heimath gewandert sind und die sich in der Nähe eines Yaúndechefs mit dessen Erlaubniss angesiedelt haben. Sie haben ihre eigenen Weiler, kaufen ihre Weiber bei den Yaúnde und vice versa und haben ihre eigenen Gerichte und Palaver und mischen sich nie in die der Yaúnde. Stirbt nun ein Dorfschef, so wird ein solcher Zugewanderter gefangen, des Giftmordes angeklagt und hingerichtet, ohne dass seine Stammesangehörigen etwas dagegen machen können. Während dieser oft auf sechs bis acht steigenden Hinrichtungen werden einige Spiele mit grosser Trommelbegleitung aufgeführt, unter anderen ein Scheingefecht, *Bitá a wu*, welches oft eine Stunde dauert.

Während dieser Zeit wird der Leichnam von den Frauen herausgebracht, gewaschen, gesalbt, mit Rothholz bemalt und auf eine Matte in sitzender Stellung, mit seinem besten Zeug geschmückt, gehalten, sein Gesicht ist den Spielenden zugekehrt. Die jungen Leute formiren sich am Ende des Dorfplatzes und laufen, mit Speeren und Messern fuchtelnd, auf den Todten und die hinter ihm sitzenden Weiber, welche immer lauter wehklagen, zu, ein Theil vertheidigt scheinbar das Dorf gegen einen Angriff. Einige Leute sind in der Mitte des Weilers damit beschäftigt, ein Grab herzustellen und ist dasselbe abweichend von der an der Küste gebräuchlichen Form rund, am Boden derselben wird eine $1\frac{1}{2}$ Fuss hohe Nische herausgehöhlt, welche mit Pisangblättern ausgelegt wird. Unterdessen führen andere wiederum ein Scheingefecht aus, das „*Kekembe*“ genannt wird. Auf der einen Seite stehen Brüder oder Freunde des Verstorbenen, mit Stöcken bewaffnet, deren untere Enden mit Klumpen Lehm versehen sind. Aus der Mitte der am Ende des Dorfes versammelten jungen Leute springt nun einer hervor, welcher unter Verhöhnungen und Drohungen angreifend vorgeht. Einer der mit Stöcken Bewaffneten wirft nun als Antwort nach dem Angreifer; trifft der Stock nicht, so giebt der Angreifer unter Händeschütteln denselben an den Werfer zurück und die Frauen beeilen sich, denselben mit Umarmungen zu begrüßen. Trifft aber der Stock, so war des Angegriffenen Medizin nicht gut und er geht, nachdem er den Stock zurückgegeben, ohne Gruss an seinen Platz. Dieses Tanzspiel wird ebenfalls taktmässig nach der Trommel ausgeführt.

Es folgen nun Reihentänze, wobei die Thaten des Verstorbenen besungen werden oder Fragen und Antworten gegeben werden, z. B. Wer schlägt ihm die Trommel? Wer kocht ihm das Essen? u. s. w., worauf die Männer antworten und mit den Füßen stampfen. Wenn das Grab fertig ist, wird unter Schiessen nochmals ein Gefecht ausgeführt. Es treten nun vor den Leichnam seine Freunde mit je einem Speer, zerbrechen denselben und werfen ihn vor die Füße des Todten; hierauf wird der Leichnam ohne Zeug und Schmucksachen in die Nische gebettet und dieselbe mit Rinde geschlossen. Es treten nun die Familienangehörigen und Freunde an das Grab, nehmen etwas Erde und rufen dem Todten, indem sie die Erde in die Grube werfen, einige Abschiedsworte nach. Alsdann wird die Grube geschlossen. Um die Schuld der Hingerichteten zu beweisen, wird nun von dem Imboballa den getödteten Frauen der Bauch geöffnet und aus den herausdringenden Eingeweiden die Schuld erwiesen. Ihre Körper werden in den Busch geworfen und oberflächlich verscharrt, oder auch mit in das Grab des Verstorbenen gelegt. Es ist sehr schwer, die Eingeborenen von diesen Bräuchen abzubringen, und wird ihre Ausführung, seitdem sich die Station hineingemischt und die Tödtung zu verhindern gesucht hat, jetzt zuweilen auch heimlich versucht. Der Tod von Kindern und Halberwachsenen wird ähnlich dem der Erwachsenen gefeiert. Die Klageweiber heulen und wehklagen, Verwandte und Freunde versammeln sich, es wird getanzt, gespielt, geschossen. Bei dem Tode einer erwachsenen Frau finden ebenfalls grosse Tänze statt, die aber nur von Frauen und Mädchen ausgeführt werden.

Auf das Grab wird ein Pfahl gesetzt, an welchen einzelne von dem Verstorbenen gebrauchte Sachen gehängt werden, oft auch Kopf und Hände einer bei seinem Tode hingerichteten Person. An dem Pfahl eines Frauengrabes hängt der Hinterschmuck, Schüssel und Löffel. Der Pfahl grünt oft frisch und beschattet das Grab, er wird vom Feigenbaum genommen. Bei ganz unerklärlichen Todesfällen wird der Weiler verlassen und die Familie siedelt sich an einer anderen Stelle an, oft weit entfernt, um so aus dem Bereich des bösen Zaubers zu kommen.

Bei Sonnenuntergang oder auch in der Nacht ertönen oftmals die Trommeln und zwar stets zu einer bestimmten Stunde. Es geschieht dies, um die Trauer für irgend einen bestimmten Todten kundzugeben und den Geist bokmun zu besänftigen. Die Frauen des Todten haben für eine bestimmte Zeit sich mit weissem Thon zu bemalen, dürfen ihr Haar nicht ordnen und tragen einen langen, aus zerschlitzten Pisangblättern gefertigten Hinterschmuck, einen gleichen, jedoch weniger dicken über der Scham. Kein Mann darf

sie berühren. Morgens eine Stunde vor Sonnenaufgang haben sie eine Zeit lang zu klagen. Nach einiger Zeit legen sie die Trauerbemalung nach und nach ab und dürfen sich mit Männern wieder abgeben. Bei dem Tode von Kindern und Halberwachsenen klagt die Mutter während einer von ihr selbst bestimmten Zeit und bemalt ihre Beine bis zur Hälfte des Oberschenkels mit weissem Thon.

Meteorologische Beobachtungen.

Im Nachstehenden möge zunächst der Rest der Resultate der meteorologischen Beobachtungen des Stabsarztes Dr. Schröder am Gouvernementsgebäude in Kamerun vom Jahre 1892 Platz finden (vergl. Mitth. 1894, S. 29). Mit der Neubesetzung der Regierungsarztstelle trat vom November 1892 bis zum 15. März 1893 eine Unterbrechung an. Seit jener Zeit hat Herr Dr. F. Plehn die Beobachtungen mit grossem Eifer und Gewissenhaftigkeit wieder aufgenommen; dieselben haben allerdings infolge des Kamerunaufstandes eine unliebsame Unterbrechung vom 15. Dezember 1893 bis 3. Januar 1894 erfahren. Die Endergebnisse der Beobachtungsperiode April 1893 bis März 1894 weichen nicht wesentlich von denen der Vorjahre ab, doch ist hervorzuheben, dass dieselbe eine relativ sehr trockene war; es fielen nur 65 pCt. der Regenmenge der Periode 1891/92. Bemerkenswerth ist dabei, dass die Zahl der „Regentage im Allgemeinen“ in beiden Zeiträumen fast genau die gleiche war; dagegen war die Zahl der Regentage mit grossen Regenmengen — über 25 mm — 1893/94 wesentlich geringer, fast um die Hälfte (28 bez. 54) als 1891/92; die an einem Tage gefallenen Regenmengen waren mithin durchschnittlich erheblich unergiebig.

Wie eine in der Zeit von Juni bis Oktober 1894 von Dr. Plehn sorgfältig durchgeführte Vergleichung der Temperaturangaben des in der meteorologischen Hütte aufgestellten Psychrometers mit einem Assmannschen Aspirationsthermometer ergab, ist die Aufstellung des Psychrometers eine recht befriedigende und liefert dieselbe nahezu einwandfreie Werthe.

Bei hundert vorgenommenen Vergleichungen stand das trockene Thermometer in der Hütte im Mittel um $0^{\circ}.134$, das feuchte um $0^{\circ}.262$ höher als die betreffenden Thermometer des Aspirations-thermometers. Bei kräftiger Brise war die Differenz meist 0° . Die höchste beobachtete Differenz der trockenen Thermometer betrug